

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|---|-------|
| Romer. Von Karl Jentsch. | 288 |
| Dieu Esper. Von Adolf Weismann. | 293 |
| Der Sarg. Von Alexander von Gleichen-Ruhwurm. | 301 |
| Zwei Schiffe. Von Charles Vidrac. | 308 |
| Goldprobe. Von Kadon. | 309 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

Abonnementpreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 49, Wilhelmstr. 34, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigenannahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstejn,** Berlin SW. 68, Markgrafstr. 69. Fernsprecher Amt-Zentrum 10/869 u. 10/810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN O. 19, Petriplatz 4,
an der Gertraudenstrasse.

Gegr. 1874.

Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr sämtliche in- und ausländischen Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligations.

Marcus Nelken & Sohn, Bankgeschäft.

Gegr. 1819.

BRESLAU ↔ BERLIN.

Gegr. 1819.

An- und Verkauf von Wertpapieren im freien Privatverkehr.

Bilanz per 31. Dezember 1914.

| Activa. | | M. | pf |
|----------------------------|--|-----------|----|
| Grundstücks-Konto | | 3 401 578 | 36 |
| Hypotheken-Debitoren-Konto | | 425 000 | — |
| Debitoren-Konto | | 25 855 | 56 |
| Kassa-Konto | | 7 855 | 96 |
| Kautions-Effekten-Konto | | 82 157 | — |
| Aval-Konto | | 180 400 | — |
| Mobilien-Konto | | 1 | — |
| | | 4 125 297 | 88 |
| Passiva. | | M. | pf |
| Aktien-Kapital-Konto | | 2 800 000 | — |
| Reserve-Fonds-Konto | | 6 973 | 36 |
| Hypotheken-Debitoren-Konto | | 120 100 | — |
| Aval-Konto | | 180 400 | — |
| Kautions-Konto | | 234 | — |
| Kreditoren-Konto | | 960 925 | 51 |
| Gewinn- und Verlust-Konto | | 68 712 | 01 |
| | | 4 125 297 | 88 |

Berlin, den 31. Dezember 1914.

Terraingesellschaft am Neuen Botanischen Garten Aktiengesellschaft.

Hentschke. Nothmann.



Ich bin Käufer von deutschen in- u. **Stadtanleihen** u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v. Pfandbriefen und Obligationen deutscher Hypothekenbanken zu kulantem Kurse, T.-A. Zehlen- **Zehlendorf** 920 u. 922. **Max Oske,** Wannsee.

Mitscher im Garten Französische Strasse 18 Krebse Erdbeerbowle

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1899

Tel. Centr. 2-35. 5914. 11 335.

Gegr. 1899

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samossbank.

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 9634-9635.

Stahlkammer mit Safesanlage.



Berlin, den 5. Juni 1915.

Homer.

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns“, weil wir von Weimar mit Homers Augen sehen gelernt haben. Homers: Das bedeutet: des homerischen Menschen. Man wende nicht ein, Ilias und Odyssee seien ja nur Gedichte. Aus unseren heutigen Dichtern, welche die Literaturen aller Völker und Zeiten in ihre Werke hinein arbeiten, werden spätere Geschlechter keine sicheren Schlüsse auf unsere Kulturzustände ziehen können; aber Homer hatte keine anderen Vorlagen als die Heldenlieder seines Volkes und kannte von der Erde nur die Mittelmeerküste, deren westliche Hälfte nur aus den Fabeln phönizischer Seefahrer.

Dieser homerische Mensch nun hat helle Augen und einen fest auf die Wirklichkeit gerichteten Sinn. Aufmerksam beobachtet er Dinge und Vorgänge, und beschreibt er sie, so hüllt er sie weder nach orientalischer Art in phantastische Nebel noch braucht er mit leerem Wortschwall die Tatsache zu verbergen, daß er eigentlich nichts, wenigstens nichts deutlich gesehen hat. Jedes Sachwort versteht er mit einem Beiwort, das kein müßiges Epitheton ornans ist, sondern den Gegenstand charakterisiert. Die Kinder sind heute noch schleppfüßig und die Weiber (das Fußfreie wird ja so wenig wie andere Moden ewig herrschen) noch immer saumnachschleppend. Jedes der Bilder, mit denen Homer Vorgänge veranschaulicht, ist ein Muster exakter Beschreibung (Raubthiere, die in die Herde einbrechen; Knaben, die sich vergebens bemühen, einen dickfelligen Esel aus der Saat zu vertreiben; das

Kind im Uferland, das haut und wieder einreißt; das Mägdlein, das die Mutter am Kleid zurückhält und bittet: „Nimm mich!“; der seine Brut verteidigende Wespen- oder Bienenschwarm; das Schneegestöber; die Fliege am Milchtopf). Auch ohne Bilderhilfe wird jeder Vorgang so anschaulich beschrieben, daß ihn der Maler mit historischer Treue malen kann; zum Beispiel: wie Hector, um sein Söhnlein lieblos zu können, den Helm abnimmt, vor dessen wallendem Federbusch der Kleine sich fürchtet; und von den Werken der Kunst und des Handwerks, von Gebäuden und Gärten, die er beschreibt, können Nachbilder hergestellt werden. Die geographische und topographische Exaktheit Homers hat Victor Bérard (*Les Phéniciens et l'Odyssee*) nachgewiesen. Auch die Wunderwerke der Najaden in der Höhle, in der Athene die phäakischen Gastgeschenke birgt, sind keine leeren Phantasien; es sind Tropfsteingebilde, von den Najaden, den durchsickernden Quellen, geschaffen. (Im Gegensatz zu Dörpfeld weist Bérard nach, daß Homers Ithaka wirklich Ithaka, das heutige Theaki, ist.)

Nur der so geartete Mensch konnte die wahre Poesie, die echt realistische, uns schenken. Denn Ibsen definiert „Dichten“ mit „Sehen“. Und Flaubert schreibt: „Der Künstler ist vor Allem Beobachter, um aber beobachten zu können, muß man gute Augen haben.“ Nur die Nachkommen des so gearteten Menschen konnten also auch die echte Bildende Kunst schaffen. Niemals wird die Kulturwelt als schöne Kunst eine Malerei anerkennen, vor deren Werken der Beschauer (mit den Fliegenden Blättern zu reden) zweifelt, ob sie Damen, Kühe oder Landschaften sein sollen. Homers Gedichte bleiben die ewig gültigen Muster wahrhaft realistischer Kunst, an denen sich alle Späteren zurück- und zurechtfinden können, wenn sie sich in Schwulst oder Unnatur verirrt haben. Genau zu beobachten, ist aber auch das erste Erforderniß der wissenschaftlichen Forschung, und da das zweite, die Anlage zu streng logischem Denken, nicht fehlte, so war dieser Mensch auch berufen, die methodische wissenschaftliche Forschung zu begründen.

Allen sichtbaren Dingen ist die Aufmerksamkeit dieses Menschen zugewandt, an allen hat er Freude, am Meisten aber doch am Menschen. Auf den in heller Schönheit strahlenden (*ἀγλαός* *φαιδιμος*) Leib wird sorgfältige Pflege verwandt; man badet fleißig, trägt reine Wäsche und hält auf schöne Kleidung und Rüstung von den *καλά πελάρα* an bis zur Helmzier. Auch um den Leib eines Verstorbenen noch sorgt man sich ängstlich, daß nicht Spuren eller Fäulniß ihn entstellen, ehe ihn die reine Flamme verzehrt; Thetis bewahrt des dem geliebten Sohn theuren Patroklos, Aphro-

bite Hektors Leichnam vor diesem Häßlichen. Der Feinde Rücksichtslosigkeit und Hohn fürchtend, jammert Priamos ob des ihm drohenden Geschicks: der Jüngling zwar sei auch im Tode noch schön, nicht aber der entblöhte Greisenleib. Von Krankenlagern erfahren wir nichts noch auch von Gräueltzenen im Krieg. Die Hochbetagten entschlummern sanft, vom linden Geschoß des Phöbus oder der Artemis getroffen, und im Kriege sterben die Schwerverwundeten sofort, die Fleischwunden werden von mitleidigen Freunden und kundigen Aerzten gewaschen, gesalbt und verbunden. Von Martern der Kriegsgefangenen nach assyrischem Brauch, von Verstümmelung besiegter Feinde oder ihrer Leichen keine Spur. Daß Achill den Leichnam Hektors um die Mauern von Troja schleift, wird als unziemlich (*siensu l'gya*) getadelt. Als tapferere Helden freuen sich die Griechen natürlich des Schlachtentümmels, aber mehr der Bewährung von Muth, Kraft und Geschicklichkeit als des Mordens wegen. Dieses an sich bereitet ihnen keine Freude. Menelaos schilt die Troer, daß sie, unersättlicher Kampfgier voll, nicht Frieden schließen; werde man doch aller Dinge satt, selbst des Schlafes und der Liebe, des Gesangs und Tanzes, was so viel stärker die Begierde des Menschen reizt als der Krieg. Wer gar, meint Nestor, des heimischen, des inneren Krieges, dieses Scheusals, sich freue, sei ruhmlos. Hector wagt nicht, mit blutbefleckter Hand den Göttern das Trankopfer zu spenden, und Achill macht gar kein Hehl daraus, daß ihm an dem ganzen Kriegslärm nichts liegt. Er wäre viel lieber daheim, ließe sich vom Vater ein edles Weib antrauen und genösse in Ruhe den väterlichen Reichthum. Aber es ist nun einmal über ihn verhängt, daß er entweder ruhmlos leben oder durch den Heldentod in der Jugend ewigen Nachruhm ernten soll; und der ist ihm doch nicht ganz gleichgiltig. Der Fall des theuren Freundes drängt dem Schwankenden die Entscheidung auf. Von Rachsucht gepeitscht, stürzt er sich in den Kampf und mordet wie ein Rasender; giebt keinen Pardon mehr, wie er sonst gern gethan. Der Wuth über den Verlust des Freundes gesellt sich der Unmuth über sein eigenes Geschick. Sieh doch mich an, sagt er dem um sein Leben bittenden Lykaon, wie schön, groß und stark ich bin: und doch muß ich jung sterben; so füge denn auch Du, Lieber, Dich in Dein Geschick; wie käme ich dazu, gerade Euch Priamiden zu schonen, die Ihr an all dem Unheil schuld seid? Wenn ein Held nach Wuthanfällen wieder zur Besinnung kommt, meint er gewöhnlich, er sei es ja eigentlich gar nicht gewesen, eine Gottheit habe ihn verblendet und getrieben. Selbst die übermüthigen Freier,

die es gelüftet, an einem lästigen Bettler Operationen im orientalischen Stil zu vollziehen, wagen Das nicht, sondern drohen nur, ihn zum König Echetos zu schicken, einem Unhold, der Solches verübt. Ehrlich, wie Homer ist, verschweigt er nicht, daß auch sein Lieblingheld in urzeitliche Barbarei und asiatische Grausamkeit zurückfallen könne. Dieser mordet und raubt bei den Eikonen, die ihm nichts gethan haben, und vollzieht an Melantheus, der freilich viel auf dem Kerbholz hat, ein entsehlisches Strafgericht: die einzige orientalische Gräuelszene in beiden Epen. Aber ein bössartiges, grausames Gemüth beweisen auch diese Ausbrüche wilder Leidenschaft nicht; als Eurycleia beim Anblick der ermordeten Freier laut aufjauchzt, spricht Odysseus verweisend: „Mutter, im Geiste sei froh, doch enthalte Dich lauten Gejubels! Sünde ja ist, laut auf um erschlagene Männer zu jauchzen.“ Menschen zu martern, machte den Griechen keine Freude; daß sie, und namentlich die Athener, sich diese Menschlichkeit bis zuletzt bewahrt haben, zeige ich in den „Drei Spaziergängen“.

Und Das war von entscheidendem Einfluß auf eine Wendung der Weltgeschichte. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begrüßte den Wanderer, der einer deutschen Stadt sich nahte, dort, wo heute Gartenanlagen prangen, ein Wald verfohlter Pfähle, an denen Herzen verbrannt worden waren; Rad und Galgen erinnerten an die gräßlichen Schauspiele, die eine hohe Obrigkeit statt gedankenreicher Dramen und des Wettkampfs schöner Leiber dem Volke gab, und an die Folterkammern, in denen den wirklichen oder vorgebliehen Verbrechern das Geständniß erpreßt worden war. Als nun die feineren Geister sich wieder auf ihren europäischen Rassenadel besannen, da flüchteten sie aus diesen Gräueln und aus denen der im gleichen Stil geführten Kriege in die Welt der Alten und namentlich zu Homer, bei dem sie Menschen fanden, sich als Menschen unter Menschen fühlten. Ihre Humanität trug den Sieg davon. Marterung und Zerstückelung lebender Menschenleiber hörte auf, eine gesetzliche Einrichtung zu sein.

Der negativen Seite der homerischen Menschlichkeit fehlt nicht die positive Ergänzung. Worin besteht das Positive des viel gelobten reinen Menschenthums? Darin, daß die Beziehungen des Menschen zum Menschen, zum Gatten, zu Eltern und Kindern, zu Geschwistern, Freunden und Kameraden, zum Herrn und zum Knecht, zu Gesippten und Gemeindegemeinen, durch Liebe und Gerechtigkeit geadelt, durch Gedankenaustausch und gemeinsame Kulturschöpfung mit geistigem Inhalt erfüllt werden und daß sich die Aeußerungen der aus diesen Beziehungen erwachsenen

Gefinnungen, Gedanken und Gefühle innerhalb der Schönheitlinie bewegen. Das erste und das dritte Erforderniß positiver Humanität sind einfacher Natur: eine Grundstimmung und eine Begrenzung, das zweite dagegen kann unendliche Bereicherung erfahren. Aber jenes Einfache ist das Wesentliche; und dieses Wesentliche wird in Zeiten der Hoch- und Ueberkultur von der Fülle und Mannichfaltigkeit des zweiten leicht verdeckt und sogar erdrückt und erstickt. Darum dienen den Menschen solcher Zeiten zur Orientirung und Erquickung solche Dichtungen, die, wie Hermann und Dorothea, Schillers Glocke und die Odyssee, das Menschliche in seiner ursprünglichen Einsalt darstellen.*) Vor einigen Jahren las ich einmal, Homer habe uns nichts mehr zu sagen, seine Welt sei uns fremd. Nun ja, wir haben Kanonen statt der Streitwagen, aus Luftschiffen geworfene Bomben statt der Pfeile und statt der Beinschienen Hosen; aber machen denn Kleider und Werkzeuge das Menschenthum aus? Ich vermuthe, der Herr, der Das geschrieben, hat seit seiner Sekundanerzeit den Homer nicht mehr angerührt und nur den Polyphem im Gedächtniß behalten. Nähme er das Werk jezt noch einmal vor, so würde er zunächst finden, daß die Fabeleien gar nicht übel erzählt sind und sich neben neueren Abenteuer geschichten noch sehen lassen können; dann aber schlage ich ihm ein Experiment vor: er lese in guter Uebersetzung einem Sechzehnjährigen, dem noch kein Pedant alle griechischen Namen verhaßt gemacht, und einer unverbildeten gemüthvollen Frau einige Episoden vor, wie des Priamus Bittfahrt zu Achill, die Nausikaa Szenen, die Begrüßung des Telemach durch Eumaios, die Wiedervereinigung der zwanzig Jahre lang getrennten Gatten, die Begegnung des Odysseus mit seinem Vater Laertes: und er wird bei seinen Zuhörern Interesse und sogar Rührung wahrnehmen. Will man alles schöne und gute Menschenthum germanisch oder kurzweg deutsch nennen (ich habe nichts dagegen, wenn es geschieht, obwohl es nur halbe Wahrheit ist; gut europäisch ist richtiger), so ist des Odysseus Sehnsucht nach der Gattin, das Verlangen, wenigstens den Rauch vom heimischen Herd aufsteigen

*) In Goethes Profasprüchen liest man: „Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich, dem Alterthum gegenüber, in den anmuthigst idealen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren Tausend Jahren auf uns gewälzt hat“, sammt dem Kulturreichthum, der Konvention und dem sozialen Zwang der Gegenwart, muß man heute ergänzend hinzufügen.

zu sehen, echt deutsch. Wie heimelt es den Deutschen an, wenn Helena sich beim Symposion der Männer mit dem Arbeitsförderer neben den Gatten setzt!

Gattenliebe wird als höchstes Glück und als etwas Heiliges gewerthet. Wenn Zeus der Hera beiwohnt, spricht die Erde Krokus und duftende Hyazinthen ihnen zum Lager, und wenn Homer einen seiner Könige schlafen legt, unterläßt er nicht, zu bemerken, daß die Königin sein Lager schmüde. Bei längerer Abwesenheit im Krieg dient ein erbeutetes Mägdlein als Ersatz; doch dieser Ersatz befriedigt nicht. Odysseus, den später zwei Göttinnen nicht zu fesseln vermögen, klagt vor Ilion: wer auch nur einen Monat fern von der Gattin zu weilen gezwungen sei, harre nur unwillig bei den Schiffen aus; und nun sei man schon neun Jahre lang ins Lager gebannt. Die Götter, meint Penelope, hätten es wohl als ein zu großes Glück erachtet, wenn sie und Odysseus zusammen ihre Jugend hätten genießen können, darum haben sie das Elend der Trennung verhängt. Auch daheim würde man es für erlaubt halten, neben der Gattin eine junge Sklavin zu genießen, wenn nicht die Scheu vor der Gattin es verböte. Von geschlechtlichem Verkehr der Jünglinge vor der Ehe als einer Regel keine Spur; die Freier sind eben Frebler, und daß sich ihnen einige seiner Mägde hingeeben, empfindet Telemach als eine ihm persönlich zugefügte Schmach; er verurtheilt sie zu einem unreinen Tode. Die absolute Reinheit des Telemach ist nicht so unnatürlich und unwahrscheinlich, wie sie Manchem in unserer Zeit vorkommt, wo Wissenschaft schon den Säuglingen Inzestgelüste andichtet und die harmlosesten Träume erotisch deutet. Sera juvenum Venus, schreibt Tacitus von den Germanen, den Vettern der Gräkolatiner (die im ersten Jahrhundert nach Christus noch auf der Kulturstufe der vorhomerischen Griechen standen); und von allen den Dingen, die heute die Reife verfrühen: Schulbank, Literatur, Theater, Kino, lästernen Bildern, war das Leben frei.

Eins allerdings fehlt im damaligen Inventarium des Reimenschlichen: die bräutliche Liebe. Die jungen Leute wurden von den Eltern zusammengegeben; und mit dem ehelichen Verkehr stellte sich die Gattenliebe ein. Im Jugendalter einer edlen Rasse sind alle jungen Individuen gesund und wohlgebildet. Die Liebe individualisirt sich erst später in dem Maße, wie sich die Gesellschaft sozial und intellektuell differenzirt und gesellschaftliche Uebelstände die Meisten mit unliebendwürdigen leiblichen und Charaktereigenschaften verunzieren. Heute wirken zudem Romanleserei und Grübelei zusammen, Ansprüche zu wecken, die uner-

fällt bleiben müssen, was wiederum den Romanschreibern unendliche Massen von Stoff an Konflikten, Irrungen und Wirren liefert. So ist also die homerische Welt um diese Fälle anmuthiger Bilder und bitterfüßer Sensationen ärmer, dafür aber desto gesünder, denn die sentimentale Liebe ist doch immer eine halbe Krankheit und nicht selten eine Krankheit im vollen Sinn des Wortes. (Siegfrieds reine und zarte Bräutigamsliebe, der Preis der Mannentreue und die das ganze Gedicht beherrschende ernste Tragik: Das sind die drei Seelengüter, um die das Nibelungenlied die homerischen Gedichte überragt und die den geringeren ästhetischen und Kulturwerth einigermaßen aufwiegen.) An Eheirrungen mag es auch bei den Griechen der Frühzeit nicht gefehlt haben, aber wie furchtbar ernst der Ehebruch genommen wurde, beweisen die Rhytmemnestratagoedie und die ganze Ilias: stellt doch die Sage die Kolonisation der kleinasiatischen Küste als einen Kriegszug dar, der unternommen worden sei, das gekränkte Recht eines Gatten zu rächen. Auch, daß eine Jungfrau einem Helden das Leben gab, kam vor, aber dann war es ein Gott gewesen, der sie begnadet hatte, wie Poseidon die Thyro, die Odysseus in der Unterwelt sieht. Die homerischen Menschen sind also in geschlechtlicher Beziehung so untadelig, wie es sündigen Menschenkindern irgend möglich ist. Herbart nennt die homerische Welt das gesunde Knabenalter der europäischen Menschheit; und er, der Strenge und Zartfühlende, findet in der ganzen Odyssee nur einen einzigen, als Lecture für unsere Knaben nicht geeigneten Passus: das Geschichtchen von Ures und Aphrodite, das Goethe in der letzten seiner Römischen Elegien verwendet hat. (Homer läßt es passend den blinden Adon der genüßfrohen Phäakon singen, deren Königsfamilie übrigens eine Musterfamilie ist; und das Gedicht enthält kein rohes Wort.) Emanuel Herrmann aber (der österreichische Techniker, der mit unserem Stephan zusammen der Welt die Postkarte beschert hat) rühmt, wie viel reiner doch Homer sei als die ganze Poesie des christlichen Mittelalters. Wirklich: man athmet bei ihm ganz reine Lust. Jakob Burckhardt endlich pflegte den Studenten zu rathen, sie möchten nie ganz die Fühlung mit Homer verlieren, bei dem noch unzerschwakte Sittlichkeit walte. Und als fleckenloses Lichtgestirn strahlt am Himmel der Odyssee die sinnige Penelopeia, von der Homer sorgsam Alles fern hält, was sie in irgendeinem Sinn verunreinigen könnte. Als das Morden beginnen soll, läßt er sie in süßen Schlummer versinken, und erst, nachdem der Saal gereinigt und jede Spur des Grausigen getilgt ist, erscheint sie, die Sieger zu begrüßen.

Und so gewaltig ihre Sehnsucht sie zum Gatten zieht, noch stärker ist ihre Treue und die Besorgniß, sie könne einem Betrüger zum Opfer fallen, so daß sie dem Zug des Herzens nicht eher nachgiebt, als bis der Fremdling den Beweis seiner Identität mit dem Gatten überzeugend gebracht hat. *Jamais sa blancheur d'hermine n'a été souillée par une goutte d'encre*, schreibt ein Biograph der Frau Emile de Girardin, die sich daheim immer weiß trug, von ihrer körperlichen Erscheinung; das Selbe konnte man, ehe Hauptmann kam, vom Charakterbilde Penelopens sagen.

Was gegen den „Bogen des Odysseus“, das Drama des Herrn Gerhart Hauptmann, als Kunstwerk eingewendet werden kann, geht mich nicht an; von Dramaturgie verstehe ich nichts. (Allerdings [diese Bemerkung kann ich nicht unterdrücken] verstehe ich auch nicht, wie ein Mann von nicht ganz barbarischem Geschmack statt der rührend schönen Erkennungszene in des Laertes idyllischem Obstgarten seinen Lesern und Zuschauern den ekelhaften Narrentanz zweier Trottel serviren kann.) Aber die Beschmutzung der Penelope und des Telemach mit Zoten geht uns Alle an, die wir den Homer kennen und lieben. Ich bin nicht im Mindesten prüde und so wenig ein Heiliger, daß der puritanische Theodor Roosevelt, wenn er über mich zu befinden hätte, Zuchthaus defretiren würde. Aber ich kenne und verehere das Heilige und seinen Werth für die Menschheit und fordere, daß Jedermann, auch der roheste Bursche, es respektire. Und hier nun sind zwei Heiligthümer verlegt. Das eine ist die homerische Welt, die nach der Idee des humanistischen Gymnasiums ein paar Jahre lang die geistige Heimath der studirenden Jugend sein soll (Das zwar nur sehr unvollkommen ist, es aber in vollerm Sinn sein könnte) und durch Vossens Uebersetzung ein hehres Gut des ganzen deutschen Volkes geworden ist. Das andere Heiligthum ist eben jene Jugend, der die Freierzoten die reine Luft verderben. *Maxima debetur puero reverentia*, mahnt der Heide Jubenal Eltern, die mit bösem Beispiel die Luft der Kinderstube verunreinigen. Ein Verehrer Hauptmanns hat gleich nach dem Erscheinen des Dramas solchen Urtheilen vorzubeugen versucht: die Zoten seien durch die Anlage des Stückes geboten; und jedenfalls dürfe ein wirklicher großer Dichter nicht kritisiert werden wie ein Auctordichter. Ob Hauptmann ein großer Dichter ist, weiß ich nicht*). Das aber

*) Zu einem Urtheil über den ganzen Hauptmann fehlt mir die Unterlage, weil ich seine berühmtesten Stücke nicht gelesen habe. Was mir der Zufall in die Hände spielte: Die versunkene Glocke,

weiß ich, daß auch großen Dichtern nicht erlaubt ist, an Heiligthümern zu freveln. Wenn die Anlage des Stückes Unziemliches forderte, dann mußte der Dichter das Stück eben anders anlegen oder ungeschrieben lassen.

Das naive Alter bemerkt und empfindet noch nicht den Widerspruch zwischen den animalischen Funktionen des leiblichen Organismus und den Ansprüchen des Geistes. Dem reflektirenden Menschen drängt dieser Widerspruch sich auf und wirkt je nach Situation, Naturell, Charakter und Stimmung entweder beschämend, niederdrückend, empörend oder komisch und erheiternd. Den heiteren Griechen lag, als sie ins reflektirende Zeitalter auferüdt waren, die komische Auffassung näher als die tragische des Afteten und sie ließen sich den Genuß dieser Komik nicht entgehen. Aber auch dabei hat sie ihr feiner sittlicher Takt nicht im Stich gelassen, den Lessing so lebhaft rühmt. Sie gestatteten sich diesen Genuß nur in der Komödie und im Satyrdrama; die weihevollere Stimmung, die hervorzurufen Aufgabe des ernstern Dramas war, durfte durch gemeine Possen nicht verunreinigt werden. In Athen wenigstens wäre es einem Dichter übel ergangen, der gewagt hätte, was Shakespeare so oft und auch Schiller noch in

Fuhrmann Henschel, gar Schluß und Jau, erregte kein Verlangen nach mehr. Der Abschnitt des Griechischen Frühling, den ich kenne, enthält hübsche Stimmungsbilder und gut gefaßte Reminiscenzen an die Odyssee; Eumäus wird in fünf Zeilen trefflich charakterisirt. Hätte sich Hauptmann von der heute grassirenden Sucht freigehalten, mit etwas noch nicht Dagewesenem zu verblüffen, hätte er das ganze Haus des Odysseus so unbefangen angeschaut wie in dem glücklichen Augenblick, da er jene fünf Zeilen schrieb, den treuen Gauhirten, dann wäre etwas ganz Anderes herausgekommen; oder auch gar nichts. Er würde sich gesagt haben: Nein, das schönste aller Epen ist zu gut, als daß man einen Fehlen herausreißen und als Schaustück zubereiten dürfte für ein Theaterpublikum, das sich doch wohl seit den Tagen, da Goethe das Vorspiel zum Faust dichtete, nicht wesentlich geändert hat. Wegen den Emanuel Quint hätte ich öffentlich protestiren müssen, wenn er, wie Manche anzunehmen scheinen, ein Beitrag zur Psychologie Jesu sein sollte; aber ich glaube, Hauptmann hat nur an Wahnsinn grenzende religiöse Schwärmerei darstellen wollen und, wie ein Narr viele Narren macht. Das ist ihm ja auch ganz gut gelungen (nur hat er die Erzählung zu unerträglich langweiliger Länge ausgedehnt). Hielte ich die erwähnte Annahme für richtig, dann hätte ich die Polemik gegen die Verhunjung des Homer mit dem Sprüchlein *omne ulnam perfectum eingeleitet*; über das zweite Attentat auf ein Heiligthum, über das Puppenspiel, hat Harden hier alles Nöthige gesagt.

seinen ersten Dramen gewagt hat. In den „Drei Spaziergängen“ habe ich die griechische Praxis an Halbes „Jugend“ demonstriert.

Wenden wir uns von Hauptmanns Karikatur der homerischen Menschen noch einmal zu ihrer Wirklichkeit zurück. Zur strengen Wissenschaft, zum methodischen Forschen waren sie noch nicht fortgeschritten, aber auf dem Wege der Empirie hatten sie es zu einer reichen Kultur gebracht, deren Technik sie bei Ägyptern und Phöniziern erlernten, mit origineller Schöpferkraft aber so verwendeten, daß, nachdem ihre Dichtkunst schon die schönste Blüthe entfaltet hatte, auch im Gebiete der Bildnerel jene schöne Kunst entstand, die allein diesen Namen verdient. In der praktischen Lebendweisheit steht der homerische Grieche auf der Stufe der älteren und reiferen orientalischen Völker. Homers Wort gegen die Vielherrschaft und das andere, Knechtschaft raube dem Mann die Hälfte seiner Kraft, sind die einfachste Formulirung der Grundgedanken der beiden einander bekämpfenden politischen Strömungen unserer Zeit; und der Wahlspruch des Achilleus, immer der Beste zu sein und vorzustreben den Anderen, charakterisirt jenen vom asiatischen grundverschiedenen agonistischen Europäergeist, der unserem Kulturkreis die Weltherrschaft sicherte. In der Weltanschauung ist der moderne Mensch, wenn er die vom Christenthum angebotene Lösung der Welträthsel ablehnt, über den homerischen um keinen Schritt hinausgekommen: was Dieser Verhängniß nennt, modifizirt durch das Eingreifen wohlwollender oder neidischer Götter, heißt heute naturgesetzlicher Weltlauf, komplizirt durch Zufallskonjunkturen. Um den durch das Schauspiel der Kürze des Menschenlebens, der Hinfalligkeit und Unvollkommenheit alles irdischen Glückes getrüben Blick zu erheitern, bevölkert die Phantasie Homers den Olymp mit unsterblichen und seligen Idealmenschen (nicht eben Tugendidealen), die er Götter nennt; der moderne Heide tröstet sich mit der Hoffnung, seinen Nachkommen wenigstens werde der Fortschritt von Wissenschaft und Technik das irdische Paradies schaffen helfen, zwar ohne den Baum des Lebens, dafür aber durch die reifen Früchte vom Baum der Erkenntniß beglückend. Uebrigens läßt Homer, aus der Weltanschauung in die nüchterne Praxis, in der sein Held Odysseus Virtuos ist, zurückerlenkend, den Zeus konstatiren: die Menschen klagten ohne Grund seine Weltregierung an, da es meist ihre eigene Thorheit sei, die Unheil über sie heraufbeschwöre.

Melise.

Dr. Karl Zentsch.



Bies Oper.

Spruchweisheit der Zeitgenossen: Unsere musikalische Kritik hat bei Wagner eine Schlappe erlitten, von der sie sich auch heute noch nicht erholen kann. Sie habe, sagt man, die Fähigkeit eingebüßt, thatkräftig zu verneinen. Sie lasse sich Götter aufzwingen, gegen die sie sich im Innersten sträube; immer nur darum, weil sie sich gedemüthigt fühle. Mag sein, daß Willensschwäche nun den Kritiker leichter zum Spielball der Clique macht als ehedem. Bedauerlich. Aber wäre es nicht auch an der Zeit, einmal darauf hinzuweisen, wie er aus dieser Demüthigung (war sie wirklich eine?) gereinigt hervorgegangen ist? Wie er nun alle geistigen Kräfte sammelt, um entschiedener zu beharren? Nicht mit jenem „Hosiannah“, das eben so unsachlich wäre wie das ehemalige „Steinige“. Nicht aus einem Angstgefühl heraus, das ihn besinnungslos und blind dem Irrthum entgegenreibt. Sondern als Kulturmann, den starke künstlerische Innenströmungen mit dem Schaffen und den Schaffenden enger verknüpfen.

Bedenken wir: Wagner, der den Sinnen wie den Geistern schmeichelt, hat neben den Ernsten eine Unzahl gebildeter und halbgebildeter Neurastheniker für sich aufgerufen. Der Rausch verfliegt, der Nebel verzieht sich: und eine völlig veränderte Sachlage bietet sich dem Blick. Der Dilettant will vom kritischen Kampfplatz nicht mehr weichen. Von der schwärmenden Neurasthenie ist eine mitempfindende Feinnervigkeit übrig geblieben, die auf Grund neuer Maßstäbe mit tausend Kulturbedenken an die künstlerischen Erscheinungen herantritt. Und Wagners Gesamtkunstwerk hätte nothwendig ein neues Gesamtkunstwerk des Idealkritikers schaffen müssen, wenn es eben selbst vollendet gewesen wäre. So aber ist die Zahl kritischer Persönlichkeiten geringer als in der seligen Epoche undurchkreuzten, einseitigen Musifrezensententhums (aus dem aber auch ein einsamer Mann mit hochentwickeltem Fingerspitzengefühl wie Louis Ehlert aufragt). Nun zeigt sich, daß gerade die verzweigte, zerrissene Kunst einen gewaltigen Unterbau fordert und daß auch dem Dilettantismus die Flügel beschnitten werden müssen.

Ein Mann lebt unter uns, den wir als eigenartigen, nachwagnerischen Bejaherthyp ansprechen müssen; und ein Buch liegt uns vor, das als wahrhaft menschliches Dokument auch der lebendige Reflex einer Jahrzehnte umspannenden Entwicklung ist: von Oscar Bie ist im Verlage von S. Fischer das Buch „Die Oper“ erschienen. Mit den lebenswürdigsten Worten werden zunächst die

Schriftgelehrten hinweggeschleudert, die in der Moderluft balsamische Düste athmen; werden aber auch die (leider) wenigen unter ihnen herangewinkt, deren urkünstlerischer Sinn sich selbst inmitten aller Schriftgelehrsamkeit behauptet. Wie hätte die Gabe, Alle zu entwaffnen, auch wenn er nicht immer wieder die Fachgelehrten bäte, ihre Stirn zu entrunzeln. Aber läßt man nicht gerade ihn gern schmeichelnd bitten? „Ich will noch einmal, ehe ich alt werde, dieß heiter-ernste Theater an mir vorüberziehen lassen, das mir so oft das lieblichste und so oft das rührendste Erlebnis gewesen ist.“ So heißt es in der Einleitung, die schon durch die Grazie des Ausdrucks zu allen Sünden wider den unheiligen Geist der Gelehrsamkeit verführt. „Nur als ein Bekenntniß: so nehme man dieses Buch.“ Also klingt es aus. Solche Worte verpflichten, die Person des Bekenners ins Licht zu rücken; zu zeigen, welche Entladungen das Zusammentreffen dieses Menschen mit diesem Gegenstand auslöst. Ich wünsche mir nichts Besseres.

Der junge Wie wird in den Strudel des Wagnerthums hineingerissen. Aber sofort hebt er sich aus der Schaar der Mittläufer. Seine Begeisterungsfähigkeit entstammt einer Sinnlichkeit, die aus mehreren Quellen strömt und dauernd von ihnen gespeist wird. Nirgends konnte das Gesamtkunstwerk stärker anklingen als in ihm, der eine Vereinigung der Schwesterkünste im Kleinen ist. Die malerische Begabung macht ihn empfänglich für die Reize der Farbe; und der Musiker mit seinem Zug zum Ekstatischen steht um so verzücfter vor dieser Kunst, als literarische und dichterische Unterströmungen immer neuen Zündstoff in ihn hineintragen. Die Paradoxien der Oper, die der Szene Wagners stecken ihn an. Der Anprall der Künste vollzieht sich auch in ihm; die Reibung führt zu den seltsamsten Phänomenen. Er sucht die Erreger der malerischen Reize in der Partitur, die ihm sofort bildhaft wird; die Instrumente erhalten Gestalt und Leben. Er kann nicht anders, als Musikalisches anschaulich werden lassen. Zeitkunst wird zur Raumkunst. Blichhaft geschieht die Umwandlung. Seine halbe malerische Entwicklung läßt ihn zwar im Bann der Farbe die Linie leicht übersehen. Aber sie treibt ihn zum Impressionismus, der nun Art und Ziel seines Schaffens wird. Weiß er sich auch die Gegenströmung dienstbar zu machen? Denn auch der Zug zum Allgemeinen, zum Metaphysischen ist nicht zu verkennen. Auch Materielles soll immaterialisirt werden. Das Temperament duldet keine Hemmungen; es begnügt sich mit einer halben Logik, schleudert den Aphorismus heraus und übertönt den Widerspruch durch Farbenreichtum der Rede. Der Sieg des Unterbewußtseins ist

erklärt. In einer Zeit, die ihre Sehnsucht nach Tiefe und ihren Trieb zur Architektur in langsamer Arbeit äußert, faßt Jemand in raschem, genialischem Wurf Entwicklungen und Halbwendigungen in ein glänzendes Gesamtbild.

Bringt nun ein solcher ganz dem Augenblick hingegebener Künstlerkritiker seine Opernerlebnisse in Buchform, so mag uns Das zunächst paradox erscheinen. Wird, so fragen wir uns, was aus dem Augenblick geboren ist, als Bekenntniß, das sich über fünfeinhalbhundert Seiten erstreckt, dem prüfenden Blick Stand halten? Werden wir nicht Zeugen eines Dauererschaffensrausches sein, der die Verewigung in lapidarer Schrift nicht vertragen kann? Werden wir nicht einen verführerischen Sünder tausendmal in flagranti ertappen? Wir erinnern uns freilich, daß der selbe Bie in seinen beiden Büchern „Das Klavier und seine Meister“ und „Der Tanz“ uns höchstpersönliches, Werth- und Reizvolles geschenkt hat. Aber niemals forderten wie hier die im Stoff liegenden Widersprüche die Paradoxien des Menschen heraus; niemals konnten wie hier stärkste Reibungen stärkste Entladungen hervorrufen. Der Krieg zwischen Temperament und Beherrschung mußte nothwendig mit der Niederlage dieser von Natur Schwächeren enden; und die débâcle der Besonnenheitselemente mußte mit der Wahrheit zugleich auch alle Keime des Architektonischen hinwegschwemmen. So denkt Mancher. Aber Bie unterbricht ihn: „Was ist Unwahrheit? Die Wahrheit. Und was ist Wahrheit? Seht Ihr: diese Rußhand.“ Der Verfasser ist zur Primadonna geworden. Dann steigt er von der Bühne herunter, um lächelnd auf alle Paradoxien der Oper hinzuweisen. So: nun hat er alle Wahrheitfanatiker zum Schweigen gebracht. Dann rast er zum Buch, vom Buch zur Bühne, von der Bühne zum Orchester, vom Orchester in die Welt, zieht uns in einen tollen Wirbel hinein, jubelt (verdammst), spottet, spricht ernst, kichert leise in sich hinein, treibt sein neckisches Spiel mit sich und mit uns; und hat uns endlich bekehrt. Können wir uns nicht wehren? Nein. An die Stelle monumentaler Architektur hat er ein Drittes gesetzt: uner schöpfliche Varietät, in der doch immer die gleiche Grundnote erklingt, literarische Kettenbilder, die kinematographisch vorüberziehen und doch in die Sphäre des Geistigen, des Lyrischen gehoben werden, schillernde Buntheit, glihernde Farbenpracht des Stils, von der Phantasie aus Stoff und Klang gewoben. Auch wir, wer hätte es gedacht, sind Opfer seines Rausches geworden, auch wir haben uns, jachlich gestimmt, von der Literatur einfangen lassen.

Wenn uns später die Befinnung wiederkehrt, melden sich leise

die Einwände, aber nur solche, die unsere Liebe zum Objekt nicht ernstlich erschüttern können. Denn ich muß bekennen: ich schätze nichts höher als den Drang und die Fähigkeit, sich selbst ganz, rückhaltlos zu geben. Wie viele unter den zeitgenössischen Schriftstellern haben den Muth und die Kraft, nur sie selbst zu sein? Schauen wir um uns: weit verbreitet ist die literarische Pose, die nur aus innerer Gefriertemperatur zu begreifen ist; nicht weiter auffällig darum ein Nachäffen fremden bewährten Stils, das sich als kürzester Weg zum Erfolg empfiehlt. (Was wir brauchen, ist, scheint mir: echte Originalität, also: Natur mit neuen Mitteln.) Betreten wir aber gar das Gebiet der Musikwissenschaft, dann bemerken wir, daß mit dem Namen „Schriftsteller“ häufig Mißbrauch getrieben wird. Trockenheit benimmt uns den Athem; und (die paradoxeste aller Paradoxien) das Wissen von der Musik, der erregendsten aller Künste, ist durch literarische Hilflosigkeit versteinert. Wie, ein lebenswürdiger Gegner dieser Entseelungsmethode, spricht verjöhnlich: „Die Wissenschaft bleibt ihrem Stoff gegenüber keusch; die Kunst verheirathet sich mit ihm.“ Soll Kunstwissenschaft keusch bleiben? Ich denke: Nein. Und soll ein Buch über die anschaulichste Musik, die Oper, wissenschaftlich bleiben? Ich denke: Nein.

So habe auch ich mich mit diesem Werk, das ein Kunstwerk ist, verheirathet und kann seine Schwächen nur als Folge eines Ueberflusses an Werthen empfinden. Unter der Hitzigkeit und Athemlosigkeit einer sich überschlagenden Phantasie muß der Wille zum Urtheil leiden. Man wird Dies mit Recht vor Allem dem Gegenwartskritiker Vie vorwerfen dürfen. Er verheirathet sich nicht nur mit der Kunst, sondern auch mit den Persönlichkeiten. Wo Beide ihn überwältigen, wie in Richard Strauß, in Frederik Delius, werden die unzweifelhaften Werte mit einem Blicklicht bestrahlt, daß alle schwachen Bedenken sich wie Stäubchen verflüchtigen; wo die Persönlichkeit ihn ganz, die Kunst nur halb gewonnen hat, wie in Humperdinck, Wolf-Ferrari, wählt er die unverbindliche literarische Form, gern die des Briefes, wird zum lebenswürdigen, lebendigen Plauderer und bleibt so auch, wenn er der Kritik entsagt, seinem Wesen treu; und wo, selten genug, zwischen der fremden Kunst und ihm keine Fäden laufen, reißt sich der Wille zum Urtheil auf, sieht scharf, ja, verdammt manchmal aphoristisch schärfer, als eine ruhige Prüfung rechtfertigen würde. Der Meistersänger Caruso wird mit überschwänglichem Hymnus gefeiert, auf das höchste Piedestal gestellt und Wort- und Klanglyrik strömen also aus: „Es glänzt braun, grüne Lichter bliken, blaue Fernen

öffnen sich, violette Ahnungen streichen. „Der Nurmusiker stutzt, lächelt vielleicht. Aber diese Farbenwirkungen bleiben nicht Wirkungen ohne Ursache und diese selbst wird von einem ungestümen Mitempfänger in ihren Urgründen entschleierte. . Ein Massenet aber ist ihm nichts weiter als ein etwas schleimiger Ausfluß der tragédie lyrique; der Sieg der „Cavalleria“ gilt ihm, mit Recht, als animalischer Sieg; der Opernkomponist Hugo Wolf heißt ein Effektiker aus Wissen; ein Wagnerchwärmer, aber kein Wagnermensch. Die Aphorismen ließen sich häufen, aber sie würden nur scharf pointirte endliche Ergebnisse zeigen und nichts von dem heißblütigen Miterleben des künstlerischen Details ahnen lassen, aus dem sie geflossen sind. Denn die entente cordiale zwischen Auge und Ohr hebt ihn aus der Reihe der Musiker, deren Metaphysisches sich gegen das Stoffliche wehrt. Auch für ihn, den von Wagner her Kommenden, bleibt Musik in der Oper das Primäre. Er hat seit jener Zeit nichts verabsäumt, seine Anschauung durch Wissen zu stützen. Er hat sich nicht damit begnügt, Farbenreize zu empfinden; er hat sich die Quellen der dramatischen Wirkung durch Arbeit erschlossen. Neben den Klangfarben des Orchesters sind dem nervösen Modernen die nachchristlichen harmonischen Zwischenstufen aufschlußreich geworden; er hat das Wesen der literarischen Musik erspürt; die Fortschritte einer immer bedeutjameren Inszenierung, die ihm eine „Stimmungcentrale“ schafft, einer die Bühnenvorgänge sinnvoll entwickelnden Regie mit dem auf Materielles, Bildhaftes eingestellten Künstlerauge beobachtet.

Ich kann immer nur vom Gegenwartskritiker ausgehen, der in dieser Wortzusammensetzung eine neue Paradoxie sieht, sich gegen ihren zweiten Theil heftig sträubt und die höchste Verantwortung für Das, was in ständigem Fluß ist, im Vorzimmer der Redaktion ablehnt. . Denn die Gegenwartsempfindung leitet ihn auch beim Anschauen der Historie. Sammeltrieb, der sich in Archiven bethätigt, kann man ihm nicht zumuten; es wäre Vergeudung von Lebenskraft, die ihrem Eigensten entzogen würde. Er verzichtet also darauf, auf Grund neuerworbenen Materials Geschichte zu machen. Er fügt sich den Entscheidungen der Historie, die gut gefällt habe, in fast allen Punkten. Sie haben im Großen und Ganzen auch den Spielplan gestaltet, der im Laufe der Jahre selbst ein Bestandtheil der Historie geworden ist. An den Stellen, wo selbst die weitreichende Erfahrung ihn im Stich läßt, entzündet sich Wies Temperament an der Partitur, die ihm auch die Bühnenvorgänge vor die Sinne zaubert. So wendet sich sein positiv gerichteter Blick von selbst oft erkannten und erschauten Gipfeln zu; mittlere

oder noch geringere Höhen entschwinden ihm. Der Opernkomponist Anton Rubinstein, um ein modernes Beispiel herauszugreifen, wird als Zwittererscheinung mit wenigen Worten in die Kumpelkammer der Geschichte verwiesen. Daß ein Mann wie Marschner, der zwischen Weber und Wagner zerrieben wird, auch von Vie wenig zu erwarten hat, begreifen wir. Aber es giebt auch seltene Ehrenrettungen: so die von Flotows „Martha“, die, nicht banaler als andere Opern auch, doch technisch ein Meisterwerk, von der französischen komischen Oper her betrachtet werden müsse, um höher eingeschätzt zu werden. Doch: kaum ist das Wort der Lippe entflohen, schämt sich der Moderne und will es, unter dem Deckmantel des Impressionismus, nicht mehr wahr haben. In Thomas' „Mignon“ riecht er „schlechte Luft, nicht die sinnliche Atmosphäre Gounods, sondern Gasgeruch mit altem Parfüm und schwizigem Fleisch, worin eine echte Kokotte wie eine Erfrischung wirkt“. So werden auch Abneigungen, die sich allgemein durchgesetzt haben, durch geistreich zugespitzte und klingende Aphorismen bestätigt. Künstlerisch verfeinerter Journalismus wirft freilich mitunter auch Leuchtkugeln, die verdunkeln, anstatt zu erhellen. Da fällt der Feuilletongeist über Meyerbeer her, der so bedeutend bleibt, daß er hundertmal abgeschlachtet werden kann, ohne wirklich zu sterben. Der Gegenstand ist dankbar, der Spott nicht allzu schwer, die Pointe ergiebt sich von selbst. Muß aber, wer für alles Romoediantenthum der Opernbühne so helllichtig ist wie Vie, in seiner an sich begründeten Nachkritik nicht auch Worte der Rechtfertigung finden? Muß er nicht nochmals auf die Zusammenhänge zwischen Meyerbeer, Wagner und Strauß kräftig hindeuten? Aber gerade der Wagnerianer in ihm läßt ihn die Feder doppelt spitzen und er spricht (voll Freude über die Ausartung des Geistes) jenen Ekel vor „allem Sensationellen der Materie“ aus, das der Meister von Bayreuth in Worten zwar gehaßt, doch in der That nicht überwunden hat. Nur dies eine Mal, scheint mir, hat der Impressionist Vie so über die Stränge geschlagen, daß schon der Lapidardruck des Buches dagegen Einspruch erhebt. Hier ist einer von den Fledern stehen geblieben, für die Vie am Schluß des Werkes den Freund um Entschuldigung bittet. Und da ich es bin und überdies journalistischen Geist sehr wohl zu schätzen weiß, möchte ich gleich hinzufügen, wie dieser sich in der Anordnung des Stoffes und in der Benutzung von Gelehrsamkeit aus zweiter Hand wundervoll bewährt. Man mag, was über die vorgluckte Oper gesagt wird, im gelehrten Sinne nicht allzu ertragreich, alles durch die eigene Erfahrung nicht Begründete dünn finden; die Raschheit der Uffo-

ziation baut goldene Brücken zwischen Gipfeln, Mittelshöhen und Abgründen; zwischen einer Musik und der anderen, zwischen einem Text und dem anderen werden Beziehungen aufgezeigt, die dem schwerathmenden Kärntner nie aufdämmern würden. Die Gesamtkultur weiß anders zu lesen und Gesehenes umzumünzen als mit Scheuklappen bewaffnete Gelehrtenhirne.

Noch ein Wort über die Art, wie Wie die Gipfel anschaut. Vor dem Monumentalen erschrickt er, betrachtet es mit der scheuen Ehrfurcht eines Künstlers mit entschiedenem femininen Einschlag. Schön sagt er zwar von „Fidelio“: Dieses Werk krallt sich in der Operngeschichte ein, ein Unikum, ein Zentaur mit Menschenantlitz auf den vier Füßen der Konvention.“ Wie nähert er sich aber Beethovens überwältigender Unopernhaftigkeit? Er weiß nichts Besseres, als die „Crolca“ zu dramatisieren. Und sprudelt doch hervor: „Fort, Ihr Coullissen, mit Eurer kindischen Pracht . . .“ Das ist viel weniger ernst zu nehmen als der Jubelhymnus, den er auf Mozart anstimmt. Man hat oft erlebt, wie der nervöse zeitgenössische Künstler zu diesem erquickenden Urquell zurückflüchtet; aber nie hat rückschauende Begeisterung so wahren und hinwärtenden Ausdruck gefunden wie hier. Noch einmal rauscht der „Zigaro“ an uns vorüber, in aller seiner Pracht geschaut und mit einer Bildhaftigkeit vor die Sinne gezaubert, die Handlung und Musik neben einander herjagt: „Jetzt sitzen wir verlegen da und starren auf die Fäden dieses Gewebes. Zurückspinnen!“ So glaubt sich schließlich der Historiker besinnen zu müssen, den der Impressionist zu unserem Segen überwunden hat. Ein prachtvolles Beispiel gegen die „Zerstörung eines Kunstwerks durch die ähende Wissenschaft“, wie sie Mozartphilologen vom Schlage Gustav Engels auf dem Gewissen haben. (Dem feinsinnigen Krehlschmar dagegen werden Kränze gewunden.) Ein Gegenpol: Offenbach: „Das ist sein Wesen: eine trodene Feinheit, die der närrische Rhythmus in Schaum schlägt.“ Auch hier ersteigt künstlerisch-verseinerter Journalismus eine Höhe. Aus dem Bourgeoismilieu wächst Offenbach heraus, stellt sich uns vor und überredet uns zu seiner „Weltanschauung von metaphysischer Akrobatik“. Aber endlich: wie steht es um den Wagnerianer Wie? Nie habe ich ihn besonnener gefunden als da, wo so lange und auch von ihm geschwärmt worden ist. Das starke Verantwortlichkeitsgefühl vor einer ernsthaft prüfenden Zeit giebt ihm hier eine starre Gradlinigkeit des Urtheils, die nur im Falle des „Parisjal“ aus (vielleicht) persönlichen Gründen versagt. Wagner ist die „Paradoxie als Lebniß.“ Mit einer Logik, die Liebe beseelt, verfolgt Wie den

Widerstreit zwischen Theorie und Kunst, bis in die feinsten Verästelungen des Musikdramas. Sein „Credo“ ist so stark, daß alle fremde Nüchternheit an ihm zerschellt. Seine Musik, sein Orchester zumal, verschlingt ihm Alles.

Nun ist es an der Zeit, zum Schluß zu kommen? Nein: zum Anfang zurückzugehen. Zu jenem ersten Kapitel, das, mit der These „Die Oper ist ein unmögliches Kunstwerk“ eingeleitet, als Präliminum vorausgeschickt, doch als Endergebnis zu empfinden ist; denn alle Dissonanzen bedenklicher Theorie sind hier im glänzenden Schlußakkord des Erlebnisses aufgelöst. Bezeichnend für den vorwärts drängenden Künstler, daß er sein Eigenstes, Das, wogegen keine papierne Weisheit düstlerhafter Lappalienjammler ankommen kann, nicht früh genug zu sagen wußte und seine stärksten Trümpfe auf den dreiundneunzig Seiten des Beginns ausspielt. Sie stellen ein Buch im Buche und das Eindringendste dar, was zur Begründung eines Schlagwortes angeführt worden ist.

Von den Paradoxien der Oper spricht man wohl so obenhin. Aber zu zeigen, wie die Logik von klar erkannten Widersprüchen, von der künstlerischen That aufgefogen wird, ist etwas Neues, etwas für Den Unlösbaren, den nicht Bühnenblut und Erfahrung hier zum natürlichen Ueberwinder gedanklicher Widerstände machen. An sich giebt es ja kein Kunstwerk, das so viele widerstrebende Elemente in so dauernder Spannung erhält wie die Oper. Ihre ganze Geschichte von den Florentinern über Lully und Rameau zu Gluck, Mozart und den vielfachen Verzweigungen im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ist eine Summe von Versuchen, den Ausgleich zu schaffen, der immer nur scheinbar, aber für die Zeit überzeugend erreicht wird. Hier die Musik, die so heiter dahinfließt und doch unter Problemen ächzt. Sie will ihren eigenen Gesetzen folgen, ihr eigenes Leben führen, will sich zeitlich und räumlich, melodisch und harmonisch entfalten, fühlt den Bautrieb in sich und muß doch psychologisch sein, schildern und darstellen. Ihr endlicher Triumph ist nicht zweifelhaft. Aber die Gegner wehren sich. Den Stoff zwingt sie, sich ihr zu beugen, sich zu vereinfachen, so daß typische Szenen sich bilden, die sich wie die Erbsünde fortpflanzen. Nach solcher Gewaltthat begütigt sie, wie es ihrem angeborenen Idealismus entspricht. Die Nummer, die Arie, Ensemble, Finales sind künstlerisch versöhnliche Widerlegungen der Logik. (Richard Wagner: Die Musik ist ein Weib.) Die Sprache soll ihr Genosse sein und wird ihr Gegner. Sie muß her, sich üchtig, weltumfassend, international; jene drücklich gebunden, national. Wie viele Opfer werden da gefordert! Uebertragungen, die eine Oper sprachlich

empfindlicher Menschen wie der Franzosen in ihrem Lebensnerv treffen. Klippen der Deklamation ragen empor. Jede Gattung ein Waffenstillstand zwischen der Musik und Segnern, die ihre dramatischen und poetischen Ansprüche immer dringlicher stellen. Die herrschsüchtige Idealkün hält ein Zaubermittel in Bereitschaft, sie zu befriedigen und zu unterwerfen: das Orchester, das Tyrannin der Bühne und der Stimmen wird. Die Künste der Anschauung springen ihr bei. Schwelgt der Kampf? Die Aufführung deckt nochmals Widersprüche auf. Menschliches führt Gedrucktes ad absurdum. Theaternotwendigkeiten sprechen, befehlen. Der Regisseur, der Natürlichkeit will, stößt sich gegen den Kapellmeister, der die Sänger magnetisch an sich zieht. Und längst haben auch die Gesellschaft und ihre Spitzen, die an der Oper mitarbeiten oder nicht, das Kunstwerk zu Vasallendiensten gezwungen. Aber das Wunder geschieht: die Sinne geben sich dem Ereigniß gefangen.

Dieser Schlußakkord klingt auch im Leser nach und löst alle Spannungen des Buches. Dr. Adolf Weßmann.



Der Sarg.

S'il faut en croire le moine Austin Castillejo, ce fut le moyen que Charles-Quint voulant après son abdication une dernière fois revoir „La Plombe“ employa pour la faire entrer dans le monastère Saint-Just et l'en faire sortir . . .

Victor Hugo: „Les Misérables“.

Kaifer Karl der Fünfte war müde, so müde, meinte er selbst, wie noch kein Herrscher vor ihm gewesen. Das machte wohl der Umstand, daß die Sonne nie in seinem Reich unterging. Ihm war, als ging sie auch für ihn nie unter, als müsse er ewig wach sein, in unablässiger Sorge, was einem Gott anstehen mag, nicht aber einem sterblichen Menschen. Weiße, schwarze, rothbraune und hellbraune Menschen waren ihm unterthan, versahen ihre verschiedensten Handtirungen da, dort, in der fruchtbaren Ebene, im glücklichen und im unglücklichen Thal, auf die Inseln verstreut, gedrängt am Meer, ausgeheilt überall, unzählig, unabsehbar.

Von seiner Höhe aus war ihr Dasein ein Wimmeln und Kriechen insektenhaft, ihre Vermehrung und ihr Dahinsterben durch die verschiedensten Zufälle höchst belanglos, ein außerordentlich monotones und ermüdendes Schauspiel. Nichts auf dieser von ihm beherrschten Erde schien ihm recht eigentlich der Mühe werth zu sein. Die Künste und Wissenschaften, die sich vor ihm verneigten, eitel Spielerei, die Huldigungen Gesumm und das geheime Drohen ein verächtlich Quieken.

Das Einzige, was ihm die beherrschte Welt noch geben konnte, war die Müdigkeit, unendliche Langeweile. Das gab sie auch. Die Müdigkeit schlich sich heran an den gewaltigen Herrn wie eine Sklavin, die allmählich Macht bekommt, Befehle ertheilt, statt zu gehorchen und zu zittern. Sie war wie eine Spinne, die alle Tage in der selben Ecke erscheint und immer größer wird, gespenstisch, riesenhaft. Und das Gespinnst, das dünne, dessen Weben man zuerst mit einer Art Gespanntheit zugesehen, besteht nicht mehr aus Fäden lustiger Art, sondern aus gedrehten Seilen, aus mannstarken Tauern, die den Beschauer an Händen und Füßen knebeln und die von der unheimlichen Spinnerin hinüber und herüber geworfen und geschlungen werden.

Kaiser Karl war müde. Und seine Müdigkeit wurde gemach zu einem Widerwillen gegen alljede Speise und alljeden Trank, den die Erde bot, zu einer gehässigen Ungebuld gegen den Gesang der Menschen und der Vögel, gegen das Lachen der Leute und gegen ihr Weinen und Betteln, zu einem Widerwillen selbst gegen jene goldene Sonne, die in seinem Reich niemals unterging. Der Kaiser hätte gern immerdar Sturm gehört und Regentklatzen. Das aber konnte selbst er nicht gebieten. Der Ekel wuchs und wuchs, nirgends und niemals war vor seinem Grauen ein Entfliehen möglich. Ekel lebte an allen Dingen und an allen Menschen. Ja, an allen Menschen; besonders entquoll er all ihrem Gehabe und Gethu, streifte ihnen nach wie giftiger Schleim. Da kam dem Kaiser ein stolzer Gedanke zu Hilfe. Wozu den Abscheu länger bergen, diesen Widerwillen weiter bemänteln, wozu mühsam behalten und erhalten, was er so haßte aus tiefster Seele?

Sterben ging nicht so leicht. Der Tod hatte ihn nicht gesunden; weder in der Schlacht noch in dem von Ränken erfüllten Palast. Gott war wohl dagegen, daß er sterben solle. Er hatte vergebens darum gebetet. Und wie ihm, dem Kaiser, Unterthanenempörung ein Frevel erschien, wäre die Empörung eines freiwilligen Sterbens gegen den Herrscher der andern Welt ein Frevel, den er sich nicht erlauben konnte. Aber es gab doch so eine Art von Sterben, die der Herr des Himmels nur erlauben und billigen konnte, eine Art, die immerhin Erlösung bringen mochte von dem Ekel des Lebens. Es gab ein Kloster, auf Felsen genistet, grau und zackig wie der Fels selbst, starr und tot wie er. Ein Kloster, nach Norden gelegen, wo ihm die Sonne nie mehr ins Angesicht sehen würde. Wo der Sturm zu Haus war und die Menschen schweigen mußten. Eine Art des Sterbens bot dieses Kloster, ein Grab vor dem Grab.

So brachte der Kaiser nach Sanct-Just seine Müdigkeit. Außerdem brachte er einige Spielereien mit, um die Zeit, die noch ver-rinnen mußte, totzuschlagen, und weil er doch der Kaiser blieb; einige Uhren, die er in gleichem Gang zu halten versuchte, und seinen Zwerg. Der war ein guter Lauscher und Schweiger, darum hielt ihn der Kaiser werth und sprach gern zu ihm, wie der verzweifelt Einsame zu einem Lieblingthier spricht; hielt auch darauf, ihn gefüttert und gepflegt zu wissen. Manchmal reichte er ihm gnädig Futter aus der eigenen kaiserlichen Hand. Diesen brachte er mit ins Kloster. Der Zwerg, der einen unförmlichen Kopf und einen Höcker hatte, huschte als possirlicher Schatten die fahlen Klostermauern entlang; dieser Schatten war das einzig Possirliche weit und breit.

Und nun begab sich, da der Kaiser in seiner Zelle lag, auf mönchisch hartem Lager, daß er drei Nächte nach einander den selben Traum träumte. Der handelte von einem längst vergessenen Weib, das er einst in seinen Armen gehalten hatte. Es war nichts Besonderes an ihr, eine Frau wie viele Andere; nur Auge und Mund vielleicht noch etwas glühender als bei Anderen. Und tief am kleinen, weißen, harten Busen ein sternförmig dunkles Muttermal. Eine Laune des Herrschers; ehe unter vielen. Es war gewesen, wie wenn man ein Glas starken Würzweins trinkt. Nicht mehr; gar nicht anders. Und nun, im Kloster, auf ewig von der Welt geschieden, von allen Bekern, die sie kredenzt hat, die Lippen fern, laut mönchischem Gelübde auf mönchisch hartem Lager einsam, nun träumte er sie. Er träumte sie mit Sehnsucht und Qual, mit einer Sehnsucht, die auch der Jüngling nie gekannt. Sie überfiel ihn wie eine Krankheit und er konnte sich gegen sie nicht wehren, wie man sich gegen ein böses Fieber nicht wehren kann. Es wurde schlimmer von Nacht zu Nacht.

Er bat den Zwerg, ihm Wasser, einen ganzen Krug voll, hart aus Lager zu sehen. Im Schlaf und im Wachen nehte er die Lippen daran: doch der Durst brannte immer stärker. Das wars; es war Durst. Liebe war es nicht. Nur Durst nach jenes Weibes Lippen, nach ihren geschlossenen Lidern mit den schweren Wimpern, den bräunlich bläulichen, den zarten Lidern. Und Durst nach dem Muttermal, dem sternförmig dunklen. Vielleicht würde eine laise Berührung genügen, um ihn zu legen, um ihn zu erlösen aus dieser Höllenpein. Er hatte die ganze Welt weggeworfen, verächtlich und voll Haß von sich gestoßen. Er lebte jetzt im Kloster und hatte gemeint, er, der so viele Festungen erobert, die Festung des Himmels nun mit Fasten und Leiden zwingen zu können. Aber was war ihm jetzt der Himmel? Er wachte auf mit dieser schaudervollen Frage in der Brust. Er würde gern freudend den Himmel verschmerzen, wenns darauf ankäme. Um jenes Weibes willen. Nur ihretwegen.

Kaiser Karl warf nach dem Zwerg, um ihn, der in seiner Nähe, gefauert wie ein Thier, auf dem Boden der Zelle schlief, zu wecken. Eben graute der Morgen durch die schmale Fensterlufe und des

Zwerges schenkfällige Gestalt richtete sich empor im fahlen Licht, wie ein nachtsüber vergessenes grimmes Leid sich am Morgen reckt. Der Kaiser griff nach ihm, zerrte ihn heran, leuchte endlich in sein Ohr: „Wie hat sie geheißten? Wie nannt' ich sie mit Rosenamen? Wie rief ich sie? Hilf meiner Erinnerung auf!“

Der Zwerg antwortete nicht, zog aber aus seinem Wams ein Bild und einen Brief. Der Kaiser las: „Rufe mich, wenn meine Sehnsucht je Deine Sehnsucht weckt. Ich komme zu Dir auch aus dem Reich der Toten, ich folge Dir, auch ins Totenreich.“

„Wann gab sie Dir Das?“

„Ehe Du ins Kloster gingst, Herr“, erwiderte der Zwerg ruhig.

„Du hast es stets bei Dir getragen?“

„Elets, Herr.“

„Verruchter Zwerg! So mußte ich verhegt werden. Zerreiß den Brief, vernichte dieses Bild!“

Ohne Besinnung folgte der Zwerg seines Herrn Geheiß. Aber des Kaisers Durst wurde nicht besser. Er brannte auf Zunge und Gaumen, er brannte bis ins Herz und Eingeweide und zwang zum Stöhnen. In einer Nacht geschah es, daß der Kaiser weinte. Da schloß er Etwas in seiner Nähe sich regen. Der Zwerg war herangefrohen und sagte leise: „Herr, wenn ihre Sehnsucht Deine Sehnsucht weckt, diese Frau kommt zu Dir auch aus dem Totenreich. Sie kommt zu Dir auch in das Reich der Toten.“

„Ich weiß,“ erwiderte der Kaiser barsch; „wozu sagst Du es noch? Ich weiß.“

Von nun an entsann sich Kaiser Karl auch der Stimme jenes Weibes. Er entsann sich ganz gut und glaubte, sie zu hören in tausend seinen Seufzern, fein und verhalten, aber doch lauter als das Jammern des Nordsturms um die Felsengrate und Klosterzinnen. Er, der einst Alles raffen konnte, wenn er wollte, griff jetzt umsonst nach Luftgebilden, er, dessen Befehl Alles unterthan gewesen, war jetzt unterthan und geknechtet im strengen Kloster. Er, dem alle Genüsse schal gewesen, durfte nicht mehr genießen, was der Vermiste in in seinem Reich genoß. Unwiederbringlich hatte er selbst Alles fortgeworfen, auf Alles verzichtet, sich auf immer von allem Leben abgewandt. Er gehörte schon zu den Toten. Was aber sagte dies Weib in seinen beharrlichen Träumen? „Ich komme zu Dir, auch aus dem Reich der Toten, ich folge Dir bis ins Totenreich.“ Da weinte der Kaiser abermals. Er weinte, wie ein Kind weint, dessen Schmerz Niemand weiß. Noch näher kroch der Zwerg heran und sagte, diesmal fast laut und nicht ohne Zuversicht: „Rufft Du sie?“

Der Kaiser sprach, mehr zu sich selbst als zu dem Zwerg: „Ich bin ein Toter.“

Der Zwerg antwortete: „Sie kommt zu Dir auch ins Totenreich.“

„In dieses Totenreich?“ fragte der Kaiser herb. „Wie bringst Du sie hierher?“

„Wie man die Toten bringt. In einem Sarg. Er steht schon in Bereitschaft. Du sagst, Du seiest ein Toter, Herr. So scheu Dich nicht davor, wenn Dein Lieb, um sich zu Dir zu betten, einem Sarg entsteigt. Du weißt, dies Kloster ist so eng auf die Felsenkuppe gebaut, daß es nicht Raum für seine Toten hat. Sie werden hinausgetragen, um Bestattung zu finden.“

„Wohl; aber was willst Du damit sagen?“

„Der Zwerg hat Freunde“, grinste jetzt der Kleine; „denn er hat Gold, viel Gold. Es sind Freunde, die Alles thun ums Gold. Der Gärtner und der Totengräber. Sie haben das Amt, die in der Stadt gefertigten Särge hereinzubringen in dies geschützte Haus, die Toten hineinzubetten und hinauszuschaffen aus diesen Mauern. Dein Lieb wartet auf Deinen Befehl. Unten im Städtchen, von wo sie zum Kloster hinausblicken kann, nach Dir. Ein Sarg wird hereingebracht werden, um einen Toten hier im Kloster aufzunehmen. Der Tote wird aber hier heimlich verscharrt von Jenen, von meinen Freunden. In dem scheinbar leeren Sarg, der hereingetragen wird, liegt das Weib, nach dem Du verlangst. Wenn Du an ihr Deinen Durst gestillt hast, wird sie den Sarg wieder besteigen und wird, heimlich, wie sie hereingebracht wurde, hinausgetragen aus diesen Mauern. Du, Herr, wirst schlafen, ohne zu weinen.“

Kaiser Karl flüsterte: „Wer aber soll der Tote sein?“

Jetzt streckte sich der gebuckte Zwerg wie Einer, der endlich stolz sein darf. „Der Tote bin ich, Herr. Morgen bin ich tot. Ich habe Gift genommen.“

„Und Deine Seele?“ sprach der Herr des Zwerges mit Schauer.

„Sie ist Dein, Herr, wie mein häßlicher Leib. Du hast mich taufen lassen. Aber ich bin von Haus und von Herzen ein Heide, Herr. Ich habe mir nie einen anderen Gott vorstellen können als Dich.“

Die Dinge begaben sich, wie der Zwerg, seine Helfer und die Frau, des Kaisers Lieb, klug erfonnen. Der Zwerg wurde verscharrt. Dem scheinbaren leeren Sarg entstieg das Weib; und als nach einer Nacht heißer Liebe der Kaiser, von Küssen und von Würzwein schwer berauscht, in Schummer lag, bestieg die Holbe den Sarg, wie eine andere Schöne ihre Cänste bestiegen hätte, um hinausgetragen zu werden, fort aus den Klostermauern.

Als aber der Kaiser erwachte, bewegten sich seine Lippen und er sprach, als könne er noch dem Zwerg seine Gedanken zustüstern, einbringlich leis: „Jetzt erst habe ich die ganze Welt besessen. Jetzt erst kann ich wahrlich zu den Toten gehen.“

München.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.



Zwei Skizzen.

Entdeckungen.

Er ist ein Kind der Stadt. Seine Lippen sind zu roth und die brennenden Augen liegen tief in dem blaffen Gesicht.

Er kommt aus der Schule. Er ist in der Klasse, welche zehn Minuten später als die Anderen entlassen wird und in der man die meisten Bücher hat. Vornübergebeugt geht er heim, den Tornister auf dem Rücken. Lange ist er jetzt niedergehalten worden von einer angespannten Aufmerksamkeit, lange mußte er still sitzen, die Arme auf dem fahlen schwarzen Tisch gekreuzt. Bei den Vorbereitungen zum Ausbruch athmete er erleichtert auf; endlich frei und ausgepannt! Seine Nase sog den Geruch der Schule am Ende des Tages wieder ein, den Geruch von Fieber, von Tinte und feuchten Wandtafeln, den Geruch, bei dem man traurig von den Großen Ferien träumt.

Jetzt, im Freien, umfängt und betäubt ihn der werdende Frühling. Er geht, etwas schwankend, auf dem staubigen Fußweg, der von weicher, sanfter Klarheit durchdrungen ist und auf dem er sich lang ausstrecken möchte. Ein Lieferungswagen fährt an ihm vorüber; das Pferd hat einen schweren und doch nachlässigen Trab, der auf dem Holzpflaster hell ins Ohr klingt und dessen voller Ton das Herz erfreut. Im Winter, wenn er von der Schule kommt, sieht er die Schaufenster an oder zählt die im Nebel verschwommenen Lichter. Wenn es regnet, stimmt ihn der Anblick des Glens in den Höfen und Gängen noch trauriger. Heute aber ist es die Straße, die er liebt. Im Gehen beobachtet er den lichten Schimmer, da in der Ferne, und die Häuser, die weniger bedrückt und froher scheinen.

Was giebt es dort, am Ende der Straße, am Kreuzweg? Militärmusik? Vorbereitungen zu einem Fest? Eine Schlacht? Er erwartet ein Ereigniß; jetzt muß ein Ereigniß kommen! Er denkt an die vorigen Frühjahrswahlen; Männer stritten in den Straßen; Extrablätter erschienen, die den Verkäufern entrisen wurden; es gab große, rothe Anzeigen, noch feucht von Kleister, die er mit den Anderen las; sehr ernste Bekanntmachungen, in denen man vom Volk sprach, von den Genossen, von der Republik und der Nation, wie in der Geschichte Frankreichs. Sofort standen vor seinem Geist Mirabeau, die Anwerbungen der Freiwilligen, die Preußen; und Das gab ihm einen Schauer, den er liebte.

Nun hat er den Kreuzweg erreicht; aber hier ist nichts, wird nichts kommen. Es war nur in der Luft . . . nur in seiner Brust.

Jetzt verschwindet er in der Dunkelheit des langen Ganges seines Hauses. Ganz am Ende flößt ihm die schwarze Bude, wo der wasserfüchtige Thürhüter schlummert, Angst und Widerwillen ein; er muß an Ratten denken.

Der erste Stock ist dunkel, aber je höher man steigt, desto stärker wird das Licht, demüthig und ergeben; ganz oben sogar tröstet es mit einem Lächeln die eisigen Wände und das verachtete Holz der Treppen. Er tritt in die Kammer ein; seine Mutter ist fort, er ist allein; sein Saumel kann fortbauern, sein Saumel kann noch wachsen.

Er legt die Mappe weg und ist sofort am offenen Fenster, weit hinausgelehnt, die Beine schlaff, die Stirn dem Himmel zugewandt. Unter ihm breiten sich die Dächer der Werkstätten aus, flach und lang; dann ein Hof, dann noch andere niedrige Gebäude; und dort hinten erst erhebt sich die Mauer der hohen Häuser und lehnt sich an Seitenwände, so daß das Kind ein wunderbares Viereck des Himmels für sich hat. Aber dort ist noch Etwas; dort ist der eiserne Schornstein einer Wäscherei; schlank und dünn überragt er Alles. Ein langes Stück, tiefschwarz und von reinen Konturen, ist allein mit dem klaren Himmel. An bestimmten Tagen, wie heute, fühlt das Kind in sich ein Etwas, das ihn erstickt und das ins Unermessliche wachsen will. Er hat keinen Namen für seine Unruhe. Wäre er auf dem Land, so würde er einen der höchsten Bäume wählen; hinauf würde er sich schwingen, um den Gipfel zu erreichen; er würde, stolz auf seine wunden Hände, sich vom Schwindel betäuben lassen. Aber er ist ein Kind der Stadt und hat nur die Freiheit seiner Träume; und sein Traum ist dieses Stück Himmel, von armen Häusern eingerahmt, und diese dünne Säule, die ihm Befriedigung und Beruhigung bringt.

Er schaut, er schaut; bis er dem Himmel nah ist, dank der so reinen, klaren Silhouette des Schornsteins. Nun ist er dort oben, schwebend, schwindelig, in einer Frische, die ihn frei macht wie die Vögel. Der Schornstein wird von Drähten gehalten, die wunderbar fein erscheinen und in weiter Ferne aufhören, auf Dächern, an Punkten, die man nicht sieht; wie gern würde er diese Enden entdecken, sich an den Draht hängen und sich ins Unendliche hinabgleiten lassen! Unten wären viele Menschen, die zusehen und ihm zujuchzen würden. Seine Blicke wollen einen der Drähte verfolgen, sie verirren sich aber im Himmel; voll großer Freude wandern sie und steigen bis zum Zenith.

Ach, der Himmel! Er ist nicht mehr bedeckt von Sonne oder Rauch; hier ist er kahl; und in ihm wohnt alles Licht. Er lacht nicht mehr, aber trotzdem ist er sehr heiter, mit einem zitternden, hingebenden Glück.

Das Kind lebt vertraulich mit dem Himmel; verzückt ist es von ihm durchdrungen. Aber das Glück und die Liebe eines großen Stückes Himmels liegen zu schwer auf einem armen Kinde. Er möchte ein Lied singen, das wäre wie sein Leid, wie der Himmel von heute Abend. Er kann nicht . . .

Aber plötzlich steigt aus dem Schornstein der Wäscherei ein ruhiger, leichter Rauch; ein Rauch, der dem Himmel wohlgefällt und durch den man sich ihm noch näher fühlt. Und seht: die Schwalben

dort in der Höhe; ihre Schreie durchdringen die Luft und sind wie ein Ausdruck innerster Zufriedenheit.

Und das Kind weint heiße Thränen.

T e s t a m e n t.

Ich schenke und vermahe Dir meinen Schädel.

Du wirst ihnen meinen Kopf stehlen müssen. Und sofort, im Brühkessel, wirst Du mit ähnden Salzen meine Züge auflösen; meinen Kopf wirst Du ausleeren: und mit einem Schlag wirst Du meinen Tod verjähren.

Denn sieh: besonders für meinen Kopf empfinde ich Abscheu vor Allem, was zwischen der Leiche und dem Skelett vor sich geht. Und es wäre mir weniger schrecklich, wenn er aufhörte, zu leben, um ein Gegenstand im Leben zu werden. Ja, Das ist es: ein Gegenstand im Leben; ein Ding.

Diesen reinen Schädel, mit den Kiefern, die mit kupfernen Haken befestigt sind, wirst Du mit hellem Wachsfirniß bestreichen; und Du sollst ihn in dem Zimmer aufstellen, wo Du arbeitest, auf einem Büchertisch, zwischen Sachen, die Du benutzest. Und so wird mein Schädel ein Gegenstand im menschlichen Leben.

Er ist zweifellos der Theil meiner Ueberreste, der am Wenigsten gestochen ist. Das Rollen der vorübergehenden Wagen wird ihn so erfüllen, daß er erzittert, und zu jeder Stunde wird ihn das Licht beglücken mit dem Ausdruck und den Farben, welche es auch den Menschen gewährt und womit es den ärmsten Stein am Wege beschenkt.

Ich gebe den Dingen, die ich jeden Tag berühre, einen Theil meines Lebens: dem Tintensatz, das ich aufmache, dem Fenster, das ich abwische. Mögest Du das Selbe thun mit meinem Schädel und möge er Dir ein vertrauter Gegenstand werden; wenn auch ein nutzloser.

Ich will lieber, daß dieser Ueberrest von mir lebend bleibe und beweglich werde durch Menschenhände, in der Luft, in welcher Du sprichst und denkst, als daß er in den Thieren weiter lebe.

Dieser Schädel und Du, Ihr werdet das Licht, die Wärme, die Schwingungen der Luft gemeinsam haben. Er wird noch beinahe so hinfällig sein wie Du.

Wenn ein Mensch, der Dich besucht, meinen Schädel in die Hand nimmt, ihn wie ein großes Ei umbreht, ihn wiegt und darüber lacht, dann sollst Du es geschehen lassen.

Und wenn ein Kind Dich darum bittet, um sein Ohr daran zu halten wie an eine große difforme Muschel, dann gib ihm meinen Schädel,

Charles Vidrac.
(Deutsch von Max Carus.)



Goldprobe.

Der New York Herald, dem man freundschaftliche Gefühle für Deutschland nicht nachsagen kann, hat neulich gefragt: „Wer wird die letzte Milliarde haben?“ Er giebt keine direkte Antwort, überläßt vielmehr seinen Lesern, aus der „Logik der Zahlen“ den Schluß zu ziehen: daß wichtige Momente für Deutschland sprechen. Noch als Schatzkanzler sagte Lloyd George, daß man ein Defizit nicht durch den Hinweis auf den Reichthum des Landes beseitigen könne. Angeammeltes Vermögen lasse sich nicht ohne Weiteres in bares Geld umwandeln. England braucht aber 1100 Millionen £ (22000 Millionen Mark), um den Krieg bis ans Ende des Jahres 1915 fortsetzen zu können. 270 Millionen könnten durch Steuern gedeckt werden. Der Rest bliebe neuen Geldoperationen vorbehalten. Daß an eine große Anleihe nicht zu denken ist, hat die Finanzierung des täglichen Bedarfs gezeigt: man hilft sich mit Schatzwechseln, die kurze Lebensdauer haben. Die große Novemberanleihe von 350 Millionen £, die zu 93 Prozent begeben wurde, steht auf 94. Der Minister wählte damals den vierprozentigen Rententypus, ging also um $1\frac{1}{2}$ Prozent über den Normalzinsfuß von $2\frac{1}{2}$ Prozent hinaus. Das Ergebnis der ersten Emission kann nicht zur Nachahmung reizen. England denkt nicht an eine sundirte Anleihe; kann es auch nicht, weiß den Ueberschuß eingeführter Waaren mit Gold bezahlen muß. Das würde immer mehr verschwinden und die Papierwüste immer breiter werden. Der Schatzkanzler konstatierte, daß der Ueberschuß der Einfuhr über den Export sich von 130 auf 450 Millionen £ vergrößert habe. Die Handelsbilanz hat sich also gegen das Vorjahr um 320 Millionen £ (6400 Millionen Mark) verschlechtert. Rechnet man die Käufe der englischen Regierung und der Verbündeten im Ausland hinzu, so vergrößert sich die Summe der britischen Verpflichtungen. Lloyd George meinte, daß der englische Kriegsminister auf die Lebensbedingungen des britischen Welt Handels Rücksicht zu nehmen habe, damit der Finanzminister dem Vorsprung Deutschlands nachkommen könne. Lord Ritchener dürfe nicht wünschen, daß alle wehrfähigen Männer sich unter die Fahne stellen. Dieser Wunsch wäre in einem weniger auf die Waarenproduktion angewiesenen Land begreiflich; in England aber, wo für die Ausfuhrmöglichkeit und für den Kriegsbedarf aller Art mit voller Kraft gearbeitet werden müsse, würde die Erfüllung solchen Wunsches mehr Schaden als Nutzen. Da ist also eine recht hohe Schranke.

Man muß zugeben, daß gerade in England an den Finanzen eine Kritik geübt wird, die Anerkennung verdient. Wenn es auch nur geschieht, um den Opfermuth zu stärken und optimistische Uebertreibungen zu dämpfen, so bleibt doch der Eindruck der Selbsterkenntniß erfreulich. Lloyd George ist ernsthafter als Herr Ribot. Dem geht es sehr viel schlechter als dem londoner Kollegen, den er in den ersten Maitagen besucht hat, um ein neues Gelddündniß zu knüpfen. Was er nach Haus brachte, lohnte die Reisespesen nicht: einen Kredit von

1550 Millionen Francs, der als Gegengabe ein Depot von 500 Millionen Francs in Gold heischte. Denn die Bank von England mußte ihren Goldvorrath aufrunden, um ihre Reserve zu erhöhen. Außerdem macht ihr die üble Behandlung des Sterlingkurses in Amerika Kummer. Seit dem Ablauf des englischen Moratoriums hat, in Folge der großen Lieferungen von Getreide und Kriegsmaterial aus den Vereinigten Staaten, die Zahlungsbilanz sich zu Englands Nachtheil verschlechtert. Obwohl in New York starke Kredite aufgenommen wurden, aus denen die amerikanischen Waaren bezahlt werden konnten, bröckelte der Kurs des englischen Geldes immer weiter ab. Hätte London Gold nach Amerika geschickt, so wäre es möglich gewesen, das Disagio zu beseitigen. Aber die Bank durfte ihren Goldschatz nicht angreifen, nachdem sie ihn durch ägyptische, indische und argentinische Goldguthaben erhöht hatte. Die französischen 500 Millionen bieten nun die Möglichkeit einer neuen Goldpolitik mit dem Ziel Amerika. Für Frankreich ist diese Art der Hilfe nicht schmeichelhaft. Auch Rußland konnte das von ihm geforderte Golddepot von 8 Millionen £ (im Dezember) nicht als Auszeichnung betrachten. Die nüchternen Cityleute verlangen für französische Schatzscheine 35 Prozent Deckung in Gold. Das ist etwa so viel, wie Herr Remo bei der Bank einzahlen muß, wenn er Börsengeschäfte machen will. Natürlich braucht er kein Gold zu geben. Werthpapiere genügen. Frankreich wird also nicht ganz so gut behandelt wie der Bankkunde, der auf Kursgewinn ausgeht. Und „valutariſch“ wirkt der Einschuß erst recht seltsam: Das französische Gold in London bleibt Guthaben der Bank von Frankreich, wird also, bei der Feststellung des prozentualen Verhältnisses der Goldbede, als Bestandtheil des Goldvorrathes behandelt. Daraus folgt, daß das Gold des Herrn Ribot zugleich französische und englische Banknoten garantirt. Auf solche Weise wird das System der unbegrenzten Papiergeldwirthschaft zur internationalen Einrichtung. Die Banque de France muß, zu allem Unglück, die Grenze der Notenausgabe weiter hinaus verlegen: von 12 000 auf 15 000 Millionen. Anfangs hatte das Kontingent 6800 Millionen umfaßt. Die Goldbede macht, bei 12 000 Millionen, etwa 34 Prozent (gegen 47 Prozent der Deutschen Reichsbank) aus. Der Goldpegel steigt nicht, sondern fällt. Blicke er unverändert, so würde der Höchstbeitrag von 15 000 Millionen die Goldwand bis auf 27 Prozent schmälern. Zur Erweiterung des Notenrechtes ist die Bank dadurch gekommen, daß der Staat neue Vorschüsse von ihr braucht. Die Dienste des Instituts für die Staatskasse beschränken sich im Frieden auf 200 Millionen. Für den Krieg war eine Höchstleistung von 2900 Millionen vorgesehen. Die wurde früh als zu niedrig erkannt. Man setzte 6000 Millionen als Summe der Unterstützung fest. Eine Forderung, die für ausreichend gehalten und als „theoretische Sicherheit“ bezeichnet wurde. Die Praxis aber lehrt: 6000 Millionen sind zu wenig; erst 9000 genügen. Natürlich stützte sich diese Meinung auf Erlebtes. Die Bank von Frankreich

war mit ihren Vorschüssen an Herrn Ribot bis auf 5111 Millionen gekommen. Da der Verkauf der Bons de la défense nationale (4978 Millionen sind in Umlauf, davon 4466 in Frankreich) keinen großen Erfolg hatte, war vorauszusehen, daß der Rest von 600 Millionen, der von den Vorschüssen bei der Bank noch blieb, nicht genügen werde. Also mußte Etwas geschehen: die Erhöhung der gesetzlichen „Hilfsbereitschaft“ auf 9000 Millionen. Und um den selben Betrag mußte die Notensumme vergrößert werden, damit die Bank die vom Staat gewünschten Vorschüsse auszahlern vermag. Natürlich in Papier; nicht in Gold. Auch der französische Finanzminister hat kein Glück mit wirklichen Anleihen, mit Schuldschreibungen, die erst nach wenigstens zehn Jahren rückzahlbar sind. Von den Obligations de la défense nationale ist ein Betrag von 970 Millionen ausgegeben, der aber zum größten Theil dazu verwendet wurde, den Corso der „großen nationalen Anleihe“, des französischen Wehrbeitrages (805 Millionen Rente), wegzunehmen. Ribot machte aus der Noth eine Tugend: er setzt die Rentnereigenschaft des Nationalvermögens herunter und hob die Bedeutung des arbeitenden Kapitals in den Himmel. Vor dem Kriege las man anders. Da wurde der Franzose wegen seiner Vorliebe für die Rente gerühmt und die Solidität des französischen Reichthums als gesegnete Folge dieser Neigung bezeichnet. Der Krieg hat die Ideale gewandelt; heute ist das letzte Ziel des französischen Wirtschaftsmannes: der Industriestaat. (Bis an dieses Ziel hätte Frankreich einen weiten Weg. Einstweilen quillt sein Vermögen aus dem Boden und aus einzelnen Luxusindustrien. Da von der Marne an das Land frei, die Ausfuhr von Bodenfrüchten und Verbrauchsgegenständen aller Sorten nicht gehindert ist, hat Frankreich Handelsglegenheiten, die uns seit zehn Monaten fehlen, und kann deshalb mindestens mit einem Schein von Recht sagen, daß es dem Gläubiger Golddepots giebt, weil es sich solche Hingabe leisten kann, nicht, weil ihm sonst, ohne Depot, nichts geliehen würde.)

Was beweisen die finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs und die Verlegenheit Englands? Für Frankreich den Staatsbankerot, wenn es den Krieg verliert. So lange die Kanonen die Diskussion beherrschen, darf jeder Staat nach seiner Fassung selig werden. Zum Krieg braucht man kein Geld, wenn man Kredit hat. Rußland müßte bald aufhören, wenn es auf die normalen Methoden der Geldbeschaffung beschränkt wäre. Aber für die Finanzierung sorgen die Bundesgenossen. Frankreich ist als Geldmacht aktiv geblieben; auf Kosten seiner Währung. Die könnte nur gesund werden, wenn ein gewaltiger Export neues Gold ins Land zöge. Während des Krieges ist an einen neuen Aufschwung des Außenhandels nicht zu denken; und was nachher kommt, weiß Niemand. Herr Ribot wünscht sich ein Land der Arbeit, der Industrierente. Dazu fehlen ihm die Menschen. Die hat er ganz aus der Rechnung gelassen und damit bewiesen, daß er weniger von der Volkswirtschaft versteht als der Kollege Lloyd Ge-

orge, der die Menschen vornan stellte. Der fürchtet für das Schicksal des britischen Welthandels, wenn ihm die besten Arbeiter fehlen. Eines Tages wird sich in Frankreich ein Papiermeer von 15 000 Millionen Francs Flächenraum ausbreiten und die Seekrankheit zum Volksübel machen. Lloyd George bezeichnete die „Brücke von Papier“ als eine Unmöglichkeit für ein Land, das Welthandel treibt; Ribot baut solche Brücke, um eine Verbindung mit allen Märkten der Welt herzustellen. Aber was kümmern den englischen Schatzkanzler die architektonischen Kunststücke des Franzosen? Die Hauptsache ist, daß er sein gutes Gold hat. Damit ist ein anständiger Prozentsatz des gewährten Vorschusses gedeckt. Für das Uebrige wird der nächste Goldhandel sorgen. Und wenn der Nachfolger Lloyd Georges ersucht würde, ohne Golddeckung Hilfe zu spenden? Dann müßte auch dieser weniger sozialistisch angehauchte Liberale den Beutel aufthun. Denn der Gedanke, mitten im Krieg Frankreich, den nächsten Genossen, im Stich zu lassen, kann keinem Engländer kommen. Und gerade weil man in London mit langer Kriegsdauer rechnet, nimmt man so lange, wie es irgend geht, Gold, um die Centralbank des ganzen Konjunktions für die Kämpfe zu rüsten, die Entscheidung bringen sollen.

Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges werden sich erst zeigen, wenn das große Reinmachen anfängt. Dieser Wechsel braucht Deutschland nicht zu schrecken, weil es mit beinahe phyliströser Angstlichkeit an den wirtschaftlichen Grundfragen des Friedens festhielt und sich selbst überlassen blieb. In einer amtlichen Denkschrift an den Reichstag steht: „Der Krieg hat die deutsche Waarenausfuhr sehr beeinträchtigt. Der Gewinn aus dem Seetransportgeschäft ist weggefallen. Der Kapitalsertrag hat durch die erlassenen Zahlungsverbote, durch die Beschlagnahmen deutschen Eigenthums in feindlichen Ländern und durch die in neutralen Staaten verfügten Moratorien eine außerordentliche Einschränkung erfahren.“ Trotzdem ist die Leistungsfähigkeit des deutschen Kapitals nicht verkümmert. Nur auf den Kurs der deutschen Valuta im Ausland hat die Absperrung von den fremden Märkten und Zahlungsverpflichtungen gewirkt. Die ausländische Währung zieht Nutzen aus den schlechteren Zahlungssitten ihres Landes. Das ist eine Umkehrung des Qualitätbegriffes, wie sie nur der Krieg glaubhaft machen kann. Wichtiger ist die Thatfache, daß drei Monate vor dem letzten Zahlungstermin 82 Prozent der zweiten Kriegsanleihe bar erledigt waren. Ohne jeden Zwang; denn kein Mensch braucht am fünfzehnten Mai zu zahlen, wenn ihm bis Ende August Frist gegeben ist. Seit Kriegsanfang vergrößerte sich der Goldschatz des deutschen Centralinstitutes um 1130 Millionen, eine Summe, die allein in früheren Jahren nie erreicht worden ist. Keiner der 39 Kriegsausweise zeigte eine kürzere Goldbedeckung als 36,8 Prozent; und nur sechsmal (zuletzt am dreißigsten September 1914) war das Verhältniß zwischen Gold und Noten kleiner als 40 Prozent. Die Reichsbank wird am ersten Januar 1916 das vierzigste Lebensjahr beenden. In diesem Jahr hat sie die Feuerprobe gesund bestanden. Ladon.

Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.

Bilanz am 31. Dezember 1914.

| Aktiva. | | M. | pf. | M. | pf. |
|--|---------------|-----------|-----|------------|-----|
| Grundstücke- und Gebäude-Konto: Bestand am 1. 1. 1914 | | 1789 643 | 88 | | |
| Zugang in 1914 | | 149 017 | 48 | | |
| | | 1 938 661 | 86 | | |
| 3% Abschreibung | M. 58 159,89 | | | | |
| Extra-Abschreibung | 100 000,— | 158 159 | 85 | 1 780 502 | 97 |
| Gruhen-Konto: Bestand am 1. 1. 1914 | | 147 000 | — | | |
| Zugang in 1914 | | 25 889 | 62 | | |
| | | 172 889 | 62 | | |
| 8% Abschreibung | | 13 871 | 41 | 159 021 | 25 |
| Maschinen- und Kessel-Konto: Bestand am 1. 1. 1914 | | 1 291 215 | 24 | | |
| Zugang in 1914 | | 310 222 | 38 | | |
| | | 1 601 437 | 62 | | |
| 10% Abschreibung | M. 160 192,78 | | | | |
| Extra-Abschreibung | 100 000,— | 260 192 | 78 | 1 341 235 | 85 |
| Waren-Konto: Bestand an Rohmaterialien, halbfertigen und fertigen Leder am 31. 12. 1914 | | | | 4 485 000 | — |
| Kassa-Konto: Bestand an Kassa hier, bei den Filialen Berlin und Frankfurt und Guthaben auf Postscheck- und Reichsbank-Giro-Konto | | | | 722 180 | 41 |
| Wechsel-Konto: Bestand an Wechseln am 31. 12. 1914 | | | | 755 247 | 78 |
| Effekten-Konto: Bestand an Effekten am 31. 12. 1914 | | | | 16 677 | 62 |
| Debitoren-Konto: Ausstände am 31. 12. 1914 | | | | 8 001 908 | 68 |
| Fuhrwesen-Konto: Bestand an Wagen, Automobilen usw. und Pferden am 1. 1. 1914 | | 10 000 | — | | |
| Zugang in 1914 | | 31 314 | — | | |
| | | 41 314 | — | | |
| Abschreibung | | 41 313 | — | | 1 |
| Betriebsmaterialien-Konto: Bestand an diversen Materialien am 31. 12. 1914 | | | | 155 000 | — |
| Wohlfahrtseinrichtungen f. d. Beam. u. Arbeit. d. Lederfabrik G. m. b. H.: Geschäftsanteile d. Lederfabrik am 1. 1. 1914 | | 170 000 | — | | |
| Abschreibung | | 30 000 | — | 140 000 | — |
| | | | | 17 067 310 | 56 |
| Passiva. | | M. | pf. | M. | pf. |
| Aktien-Kapital-Konto | | 4 481 000 | — | 4 481 000 | — |
| Obligationen-Konto | | 950 000 | — | 950 000 | — |
| Reservfonds-Konto | | 400 000 | — | 400 000 | — |
| Spezial-Reservfonds-Konto | | 1 155 000 | — | 1 155 000 | — |
| Dividenden-Ergänzungsfonds-Konto | | 300 000 | — | 300 000 | — |
| Agio-Konto | | 24 000 | — | 24 000 | — |
| Arbeiter-Unterstützungsfonds-Konto | | 170 000 | 61 | 170 000 | 61 |
| Beamten-Pensionsfonds-Konto | | 197 000 | — | 197 000 | — |
| Sparkassen-Konto | | 1 261 247 | 04 | 1 261 247 | 04 |
| Obligationszinsen-Konto | | 11 000 | 28 | 11 000 | 28 |
| Dividenden-Konto | | 447 | — | 447 | — |
| Akzept-Konto | | 1 247 640 | 57 | 1 247 640 | 57 |
| Kreditoren-Konto | | 3 767 318 | 18 | 3 767 318 | 18 |
| Tratten-Konto | | 2 201 000 | 50 | 2 201 000 | 50 |
| Talensteuer-Konto | | 40 000 | — | 40 000 | — |
| Interims-Konto | | 50 000 | — | 50 000 | — |
| Zinsen-Konto | | 168 414 | 92 | 168 414 | 92 |
| Gewinn- und Verlust-Konto: Vortrag aus 1913 | | 198 832 | 20 | | |
| Gewinn in 1914 | | 1 180 245 | 81 | 1 379 077 | 51 |
| | | | | 17 067 310 | 56 |

Gemäß dem Beschluss der am 28. d. Mts. stattgehaltenen ordentlichen Generalversammlung gelangt eine Dividende von 12% oder pro Aktie Mar. 120.— zur Verteilung. Dieselbe kann von heute ab gegen Auskündigung des Dividendenscheines No. 22 bei unserer Kasse oder bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin** und **Frankfurt a. M.**, bei der **Norddeutschen Bank** in Hamburg, Hamburg, beim **A. Schaaffhausen'schen Banverein Akt.-Ges.**, Köln, bei der **Dresdner Bank** Frankfurt a. M. und bei der **Vogelkändchen Bank** in Pflanzl. i. V. J. in Empfang genommen werden.

Hirschberg a. d. Saale, den 28. Mai 1915.

Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.

Knoch.

Kern.

M. Knoch.

Altberliner Stimmungen im Kriegsfrühling.

Das ist das Seltsame in diesen schwersten Frühlingstagen unseres Vaterlandes, dass die Stimmung des Volkes alle, aber auch alle Unbilden und Gefahren einfach negiert, niemals den klassischen sprechwürdig gewordenen Berliner Humor verliert und selbst in den heikelsten Lagen und Fragen die schönsten, alle feindlichen Lügen verpotierenden Hülisen berlinischer Gemütslichkeit treibt. Ein Beispiel des alten unausrottbaren berlinischen Proletariats zeigt auch nur eine Stunde Verweilen im feucht-frohen Kreise der Stammgäste bei Mitscher in der Französischen Strasse, da man schon zuzeiten des jungen Bismarck im Sommergarten bei Kröben und Erlbeerbeweissass, nur mit dem Unterschied, dass man dazumalen noch über lehrhafte Probleme nachgrübelte, heute aber frisch und fröhlich in siegesgewisse Kriegesgespräche miteinstimmt, in die jubelnde Zuversicht auf die endliche Durchsetzung des deutschen Gedankens in der Welt.

Thüringer : Schwarzeck
 Waldbadener Kurort
 Bad Blankenburg — Thüringerwald
 (Bes.: San.-Rat Dr. Wiedeburg)
 für Kranke und Er-
 holungsbedürftige.
 Ist auch während
 des Krieges geöffnet
 und besucht!
 Ausführliche
 bilderge-
 schmackte
 Prospekte
 werden
 kostenlos
 verschickt.

Prospekt
kostenlos

Das Mittel gegen
 Zuckerkrankheit

Diabitol

gesetzlich
 geschützt

erprobt, wirksam, unschädlich,
 in allen Apotheken erhältlich.
 Prospekte gratis. Alleiniger Fabrikant:
 Chem. Fabr. Apoth. Hans Sachs & Co., Berlin W. 82.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
 Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! **AQUARIUM** mit Terrarium
 u. Insektarium.



Ein Festtag
 bei unseren Feldgrauen,
 wenn die Feldpost echte

Salem Aleikum
 oder
Salem Gold Sigaretten
 bringt.

Preis № $\frac{3\frac{1}{2}}{3\frac{1}{2}}$ 4 5 6 8 10
 $\frac{3\frac{1}{2}}{3\frac{1}{2}}$ 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

Orient Tabak u.  Cigaretten-Fabr.
 Yenidze Dresden Jnh Hugo Zietz, **Trustfrei!**
 Hoflieferant S. M. d. Königs v. Sachsen

20 Stck feldpostmässig verpackt **portofrei!**
 50 Stck feldpostmässig verpackt **10 Pf. Porto!**



Rennen zu Hoppegarten

Frühjahrs-Meeting

Fünfter Tag

Sonntag, den 6. Juni, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Jubiläums - Preis

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagssäulen

Preise der Plätze:

| | |
|-----------------------------------|----------|
| Ein Logenplatz I. Reihe | Mk. 14,— |
| do. II. " | 12,— |
| Ein I. Platz Herren | 10,— |
| do. Damen | 6,— |
| Ein Sattelplatz Herren | 8,— |
| do. Damen | 4,— |
| Sattelplatz Herren | 4,— |
| do. Damen | 3,— |
| Ein dritter Platz | 1,50 |
| Kinderkarten | 1,— |

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10800, 10810.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.



Reiseführer



Dresden - Hotel Bellevue

Weitbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresden-Feschwitz
Abteilung I. Mineralbrennlinie: pro Tag 5 Mk.

Diätet. Kuren
nach Schroth

herrliche Lage
Wirtsch. Heilort
L. Chron. Krankh.
Prosp. u. Bäder frei

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Bad Dürheim

Im Badischen
Schwarzwald Höchstgelegenes Solbad Europas
jährlich 10.000 Bäder. — Auskunft u. Prosp.
durch das Grossh. Sallinamt und
den Kar- u. Verkehrsverein.

Pension I. Ranges **Brunnenquelle Schreiberhau** P.-A. 37.
6 Morgen grosser ebener Park
Vorzügliche Verpflegung. — Diätet. Kost auf Wunsch. — Liegekuren

Travemünde

Seebad und klimatischer Kurort. Erholungsstätte.

Für Kriegsteilnehmer besondere Vor-
günstigungen in staatlichen Einrich-
tungen. Erleichterungen in Wohnungs-
verhältnissen.

Näheres durch die Kurverwaltung.

25 Minuten v. Lübeck, 1 1/4 Stunde v. Hamburg,
4 Stunden v. Berlin.

Pension **Villa Daheim**, Besitzer: **H. Marcks.**

Berchtesgaden - Schönau,

670 m Schweizer Pension, 670 m
vormals Febr. v. Gregory. Feine Familien-
pension, gross. Park, Wald, Sole- u. Fichten-
nadel-Badhaus, Gesellschaftsräume, Musik-
zimmer, k. Wirtschaftsbes. Gegr. 1877. Prosp.
Trollmann, Bes.

Sanatorien

bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT
Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 90. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XXIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.